

Stille Nacht, Heilige Nacht

Weihnachtsgeschichten aus schwerer Zeit

erzählt von
Freunden und Förderern
des Volksbundes
Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.



Inhalt

<i>Vorwort</i>		6
<i>Weihnachtslied</i>	<i>Stille Nacht, Heilige Nacht</i>	8
Kapitel I	Weihnachten an der Front	9
<i>Fritz Vincken</i>	<i>Winternacht in den Ardennen</i>	10
<i>Horst E. Teichmann</i>	<i>24.12.1916 in Frankreich: Ein sonderbarer Heiliger Abend im 1. Weltkrieg</i>	18
<i>Kilian Ludwig-Uffenheim</i>	<i>Soldatenweihnacht</i>	23
<i>Ruth Kreiselmaier</i>	<i>Friedenswunsch vom Eismeer</i>	26
<i>Gerhard Döring</i>	<i>Fahrradtour und Benzingeruch</i>	29
<i>Josef Blum</i>	<i>Flucht aus Stalingrad</i>	35
<i>Ernst Fischer</i>	<i>In Gedanken daheim</i>	39
<i>Lore Tautenbahn</i>	<i>Lebensretter im Schnee</i>	41
<i>Ludwig Stich</i>	<i>Himmelslichter in der Nacht</i>	44
<i>Günther Paffrath</i>	<i>Stimme des Friedens</i>	48
<i>Nico Ossemann</i>	<i>Chor der Chöre</i>	51
<i>Heinz Girwert</i>	<i>Trauer um einen Feind</i>	55
<i>Hans Schäufler</i>	<i>Christnacht von Kromy</i>	58
<i>Claus Lampe</i>	<i>Kriegsweihnacht 1944 in Russland</i>	62
<i>Lothar Schmitz</i>	<i>Kleine Spieldose im Schützengraben</i>	64
Kapitel II	Kriegsgefangenenweihnacht im Westen	69
<i>Hans-Günther Lange</i>	<i>Gekicher der Hyänen</i>	70
<i>Günter Kahlmann</i>	<i>Die rettende Suppe</i>	72
<i>Gerhard Hauk</i>	<i>Feuerschweif am Himmel</i>	75
<i>Walter Meng</i>	<i>Von Hirten und Partisanen</i>	77
<i>Hans Rubin</i>	<i>Tabak-Premiere in Arizona</i>	80

<i>Rudolf Müller</i>	<i>Trompeter von Arkansas</i>	84
Kapitel III	Kriegsgefangenenweihnacht im Osten	89
<i>Winfried Zimmermann</i>	<i>Der Weihnachtsmann von Orel</i>	90
<i>Edith Hintz</i>	<i>Ohne Hoffnung, ohne Zukunft</i>	96
<i>Rolf Zick</i>	<i>Der Gefangenenchor</i>	98
<i>C. Hansen</i>	<i>Unvergessliche Weihnacht</i>	101
<i>Hein Mayer</i>	<i>Stern von Stalingrad</i>	105
<i>Anzi Müller-Dentler</i>	„Einmal noch beim ...“	109
<i>Wilhelm Fremmer</i>	<i>Ohne Hoffnung kann man nicht leben</i>	113
<i>Heiner Ruppel</i>	<i>Einige Rubelchen</i>	116
<i>Siegfried Bachmann</i>	<i>Leuchtende Zwerge</i>	118
<i>Christian Blabsreiter</i>	<i>Kurzer Traum</i>	122
<i>Richard Braunbeck</i>	<i>Nur ein Gerücht</i>	124
<i>Karl Springenschmid</i>	<i>Lichterschein in dunkler Nacht</i>	128
Kapitel IV	Weihnachten daheim	133
<i>Ilse Thorn</i>	<i>Der weitgereiste Christbaum</i>	134
<i>Emma Wilhelm</i>	<i>Weihnachtsbild</i>	138
<i>Sigrid Wagner</i>	<i>Das Waldhorn</i>	140
<i>Liesel Berghausen</i>	<i>Kleines Holzstück – große Erinnerung</i>	144
<i>Antje Huber</i>	<i>Abschied von Maria</i>	147
<i>Elisabeth Wendt</i>	<i>Mein schönstes Weihnachtsfest</i>	149
Kapitel V	Kinder im Krieg	153
<i>Johannes Schoo</i>	<i>Glück und Traurigkeit</i>	154
<i>Ursula Glaser</i>	<i>Das schönste Geschenk</i>	156
<i>Gisela Marx</i>	<i>Weihnacht ohne Vater</i>	160
<i>Dr. Ingeborg Grässer</i>	<i>Nikolaus kommt – zum letzten Mal</i>	163

<i>Waltraut Bischoff</i>	<i>Die Marzipankartöffelchen</i>	168
<i>Traugott Stählin</i>	<i>Im Pferdestall</i>	171
<i>Ruth-Ester Mikus</i>	<i>Das geräuberte Paket</i>	173
<i>Ellen Juen</i>	<i>Mutter wacht auf</i>	177
<i>Sigrid Rheinboldt</i>	<i>Das Transparent</i>	181

<i>Kapitel VI</i>	<i>Weihnachten in der Nachkriegszeit</i>	185
--------------------------	---	------------

<i>Regina Umlauf-Kerwinski</i>	<i>Inmitten der Trümmerwüste</i>	186
<i>Johannes Hoba</i>	<i>Winter-Wanderung</i>	188
<i>Bärbel Dreher</i>	<i>Vati kommt nachhause!</i>	192
<i>Maria-Theresia Kollenda</i>	<i>Trauriger Besucher</i>	198
<i>Robert Zapp</i>	<i>Schmerz, Kummer und ein kleiner Trost</i>	202
<i>Margot Wilschinski</i>	<i>Das Wichtigste ist die Geborgenheit</i>	205
<i>Hermann Reichenbach</i>	<i>Neuer Stern von Bethlehem</i>	208
<i>Lothar Ester</i>	<i>Wieder zuhause</i>	212
<i>Erna Burkholder</i>	<i>Das neue Zuhause</i>	214
<i>Joachim Schülke</i>	<i>Weihnachtswunder</i>	217
<i>Georg K. Schmelzle</i>	<i>Pakete aus Philadelphia</i>	221
<i>Heinrich Bücken</i>	<i>Loch in der Decke</i>	224
<i>Anneliese Petersen</i>	<i>Engelskleider aus Papier</i>	226
<i>Ruth Ballhaus</i>	<i>Kuss unter Sternen</i>	229

<i>Alphabetisches Autorenverzeichnis</i>	232
--	-----

<i>Bisher in unserer Volksbund-Buchreihe erschienen</i>	234
---	-----

<i>Autorenbuchreihe „Erzählen ist Erinnern“</i>	236
---	-----

<i>Impressum</i>	238
------------------	-----

<i>Die Illustratorin</i>	239
--------------------------	-----

Vorwort

Glauben Sie noch an das Weihnachtswunder? Ich muss gestehen, dass es mir von Jahr zu Jahr schwerer fällt. Weihnachten beginnt heute schon im September mit den Lebkuchenpaketen auf den „Sonder-Verkaufsflächen“ der Supermärkte. Spätestens im Oktober entbrennt der Streit in den Städten, wann die Weihnachtsbeleuchtung angeschaltet wird – ob schon vor oder doch erst nach dem Volkstrauertag – und ob auch noch der letzte ruhige, kommerzfreie Sonntag geopfert wird. Ab November wird die Vorfreude auf die schönen alten Weihnachtslieder durch systematische Dauerberieselung in vielen Geschäften zerstört. Hat der Weihnachtsstress das Weihnachtswunder abgelöst – und muss es so sein?

Und dennoch: Für den allergrößten Teil unserer Bevölkerung sind die Weihnachtstage die schönsten Tage im Jahreslauf. Für die Kinder ist es die Freude auf die Geschenke, für die Eltern und Großeltern die Freude auf schöne Tage im Kreis der Familie, für alle, die arbeiten, die Freude auf schöne Feiertage, schon bald nach Herbstbeginn herbeigesehnt. Für den gläubigen Christen ist es das Fest von Christi Geburt, ein Höhepunkt im Jahreslauf!

Ein jeder verbindet mit dem Weihnachtsfest eigene Erinnerungen, Gedanken, Wünsche und Hoffnungen. Stille Tage, dunkle, kalte Nächte, Schneeflocken am Himmel ... Ich bin ein Kind der Nachkriegsgeneration. Und so verbinde ich mit Weihnachten den Gang unter klaren Sternenhimmel durch die stillen Straßen auf knirschendem Schnee zur Weihnachtsfeier meines Heimatdorfes. Im Dorfgasthaus erwarteten uns Kinder und Erwachsene Krippenspiel, Weihnachtslieder, Weihnachtsmann mit Zwergen, die schwer bepackt waren mit Tüten, für jedes Kind des Dorfes eine, gefüllt mit bescheidenen Süßigkeiten, Obst und Nüssen. Weihnachten war und ist für mich der festlich geschmückte Tannenbaum mit brennenden Kerzen im warmen Wohnzimmer und der Besuch des Weihnachtsgottesdienstes am späten Abend,

wo nach des Tages Unruhe mit letzten Weihnachtsvorbereitungen, Weihnachtsessen und Bescherung für die Kinder innere Ruhe einkehrt. Erst jetzt können sich die Gedanken auf die Weihnachtsbotschaft konzentrieren: Christ ist erschienen! Und er verkündet uns: Friede auf Erden!

Friede auf Erden – das war für die Menschen in der Zeit der Weltkriege und für viele auch noch danach in der entfremdeten Heimat, bei der Flucht und Vertreibung weit entfernt. Aber auch die Soldaten an der Front, die Gefangenen in den Lagern, die Vertriebenen und Entrechteten, die Leidenden und Hungernden bewahrten in ihren Herzen den Wunsch nach dem Weihnachtsfrieden, nach Frieden auf Erden. Sie versuchten mit bescheidensten Mitteln die alten Traditionen am Leben zu erhalten: Ein Zweig als Weihnachtsbaum, ein abgebrannter schmutziger Kerzenstumpfen als Licht des Friedens, bescheidenste Gaben als Geschenke ... Männer an der Front, die Tag und Nacht um ihr Leben kämpfen mussten, wurden für kurze Momente wieder zu Kindern. Elende Gefangene in fernen Lagern, körperlich kurz vor dem Ende, hielt der Gedanke an Weihnachten am Leben. Frauen, die am Weihnachtstag die Nachricht vom Tod des Mannes, des Sohnes erhielten, gewannen an ihren Kindern die Kraft, weiterzuleben. Kinder wussten, dass sie keine großen Geschenke zu erwarten hatten; für sie zählte das weniger als die Freude, dass der Vater nach Hause kommt oder die Freude daran, anderen eine kleine Liebesgabe überreichen zu können. Die bescheidenen Gesten zählen um so mehr als sie sichtbar von Herzen kommen – heute, wo fast alles käuflich ist, immer schwieriger zu entdecken.

Wenn Sie noch an Weihnachtswunder glauben, dann können Sie in diesem Buch einige davon entdecken. Die Geschichten sind alle wahr, erlebt und erzählt von Freunden und Förderern des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge. Wir haben sie gebeten, ihre Erinnerungen an unvergessliche Weihnachtsfeste in Kriegs- und Notzeiten aufzuschreiben. Die Nachkriegsgenerationen mögen nicht vergessen, dass Weihnachten kein Fest des Konsums, der immer größeren und teureren Geschenkerwartungen, der Flucht vor dem „Feiertagsstress“ in Fernreisen ist, sondern das Angebot, zur Besinnung zu kommen, die Chance, das Wichtigste festzuhalten, was wir Menschen zu allen Zeiten geben und bewahren können: Liebe und Frieden. *

Stille Nacht, Heilige Nacht

*Stille Nacht, Heilige Nacht,
alles schläft, einsam wacht
nur das traute hochheilige Paar,
holder Knabe im lockigen Haar.
Schlaf in himmlischer Ruh'!*

*(2) Stille Nacht, Heilige Nacht,
Hirten erst kundgemacht
durch der Engel Halleluja
tönt es laut von fern und nah:
Christ, der Retter, ist da!*

*(3) Stille Nacht, Heilige Nacht!
Gottes Sohn, o wie lacht
Lieb aus deinem göttlichen Mund,
da uns schlägt die rettende Stund,
Christ, in deiner Geburt!*

Text: Joseph Franz Mohr 1818; Melodie: Franz Xaver Gruber 1818

KAPITEL I

Weihnachten an der Front

Winternacht in den Ardennen

Lange musste Fritz Vincken warten, bis er einen seiner „Kriegshelden“ wieder-sah. Er traf Ralph Blank in einem Altenheim in Frederick/USA, zum ersten Mal seit dem Moment, an dem der frühere amerikanische Soldat die Hütte in den Ardennen verließ, um den Weg zurück zu seiner Einheit zu suchen.

„Lass mich schauen,“ sagte Vincken, während er eine hawaiianischen Blumenkranz um Blanks Nacken legte, „dieselben Augen.“ „Wie ist es dir er-gangen?“, erwiderte Blank. „Du bist kein kleiner Junge mehr ...“

Ich war zwölf Jahre alt, als wir in einer Aprilnacht 1944 durch einen schwe-
ren Bombenangriff auf Aachen obdachlos wurden. Unser Wohnhaus mit der
dazugehörenden Bäckerei war nur noch ein rauchender Trümmerhaufen.
Zusammen mit meinen Eltern wurde ich nach Neuwied am Rhein evakuiert.
Mein Vater, der Bäckermeister Hubert Vincken, wurde dort für die nächsten
Monate Backstubenleiter beim Obermeister, bis dessen Bäckerei ebenso
durch Fliegerschaden ausfiel. Nun drohte meinem Vater, der 48 Jahre alt war,
die Einberufung zur Wehrmacht. Doch der Obermeister sorgte dafür, dass er
zur Arbeit in einer Heeresbäckerei dienstverpflichtet wurde. Irgendwo im
deutsch-belgischen Grenzgebiet der Ardennen wurde das Brot für die mit
Schanzarbeiten am Westwall beschäftigten Baukolonnen gebacken. Dorthin
wurde Vater abkommandiert.

Die alliierte Invasion rollte durch Frankreich unaufhaltsam ostwärts. Viele
glaubten, der Krieg gehe im Herbst zu Ende und planten, sich von der Front
überrollen zu lassen. Je früher, desto besser. Kaum jemand fürchtete den west-
lichen Gegner. So kam mein Vater eines Abends mit einem Kübelwagen der
Wehrmacht nach Neuwied, lud meine Mutter Elisabeth und mich auf und
brachte uns in einer stundenlangen Nachtfahrt in seine Nähe. Dort hatte er
eine Unterkunft für uns vorbereitet. In einer leer stehenden Baracke der „Or-
ganisation Todt“, die einsam und versteckt an einer Lichtung stand, sollten

wir die nächsten drei, vier Wochen ausharren. „Dann haben wir den Krieg hinter uns,“ sagte Vater voller Optimismus.

Leider sollte sich diese Hoffnung nicht erfüllen. Der Herbst zog sich dahin, die Front versteifte sich und im Dezember wagte Hitler seine Ardennenoffensive. Da waren wir immer noch in unserer Hütte, tief eingeschneit und seit Wochen ohne Verbindung zur Außenwelt. Mein Vater, der uns bis in den November hinein wöchentlich Verpflegung gebracht hatte, kam infolge der Schneewehen nicht mehr zu uns durch.

Unsere Hütte hatte zwei verglaste Fenster und einen gemauerten Ofen, auf dem man auch kochen konnte. Holzscheite lagen bereit. Grundnahrungsmittel hatten wir ausreichend, Kartoffeln, Mehl, Nudeln und Haferflocken. Bevor der Schnee fiel, ging ich oft ins Tal zu einer Kartoffelmiete, an der die dort häufigen Wildschweine ein Loch gebuddelt hatten. Dort holte ich in einem Rucksack so viel und so oft ich nur konnte. In einem verlassenen Gehöft fand ich eine Menge Kerzen und einen einsamen, hungrigen Hahn, der mir wie ein Hündchen folgte. Sein Appetit war enorm, er räumte tüchtig unter unseren Haferflocken auf. Das blieb nicht ohne Folgen, denn mit seinem Gewicht nahm auch die Lautstärke seines Krähens zu, und wir fürchteten, dass er auf uns aufmerksam machen könnte. Vor Weihnachten musste Mutter ihn zum Schweigen bringen.

Schon seit über einer Woche hörten wir den aus den Tälern zu uns dringenden Kampfärm. Dort unten tat sich etwas und wir fassten neuen Mut. Mutter hoffte, dass Vater gesund in Kriegsgefangenschaft geraten war. Bald sei auch für uns der Krieg vorbei.

Am 24. Dezember schien die Wintersonne an einem wolkenlosen Himmel. Den ganzen Tag über hörten wir das dumpfe Dröhnen alliierter Kampfflugzeuge, die völlig ungestört mit ihrer Bombenlast über uns hinwegzogen. Es war bitterkalt. Mit der Dunkelheit kam die Stille und der Himmel gehörte wieder den Sternen, die über unsere tiefverschneite Lichtung funkelten. Mutter, die im spärlichen Licht einer Kerze am Ofen hantierte, sagte vor sich hin: „Wenn man nur wüsste, was aus dem Vater geworden ist. Wo mag er

jetzt schon sein?“ Ich saß im Halbdunkel und wartete ungeduldig auf die Hühnersuppe. Auf einmal klopfte es an unsere Tür. Erschrocken zuckte ich zusammen und sah, wie Mutter hastig die Kerze ausblies. Dann klopfte es wieder. Wir fassten uns ein Herz und machten auf. Draußen, wie Phantome vor der schneebedeckten Lichtung, standen zwei Männer mit Stahlhelmen. Einer von ihnen sprach zu Mutter in einer Sprache, die wir nicht verstanden und zeigte auf einen Dritten, der im Schnee lag. Wir begriffen sofort, dass die Männer amerikanische Soldaten waren.

Mutter stand regungslos neben mir. Sie waren bewaffnet und hätten ihr Eintreten erzwingen können, doch sie standen da und fragten mit den Augen. Und der im Schnee Sitzende schien mehr tot als lebendig. „Kommt rein“, sagte meine Mutter mit einer einladenden Geste. Die Soldaten nahmen ihren Kameraden und streckten ihn auf meinem Strohsack aus. Keiner von ihnen verstand Deutsch, doch als einer es mit seinem Französisch versuchte, konnte er sich verständlich machen. Er glaubte wohl, wir seien Wallonen. Mutter hatte als Kind im benachbarten Belgien einige Jahre die Schule besucht und dort Französisch gelernt.

Während Mutter nach dem Verwundeten sah, half ich den beiden anderen beim Ausziehen ihrer schweren Mäntel. Sie machten einen erschöpften Eindruck. Am Ofen sitzend, wich die Kälte von ihnen, und mit der Wärme stellten sich auch die Lebensgeister wieder ein. Wir erfuhren, dass der stämmige, dunkelhaarige Bursche Jim hieß. Sein Kamerad, größer und schlanker, war Ralph. Harry, der Verwundete, schlief nun auf meinem Bett. Sein Gesicht war so weiß wie Schnee. Sie waren Versprengte, hatten ihre Einheit verloren und waren seit Tagen im Wald umhergeirrt.

Unrasiert wie sie waren, sahen sie ohne ihre schweren Mäntel dennoch eher wie große Jungen aus. Und so wurden sie auch von Mutter versorgt. „Geh, bring noch sechs Kartoffeln,“ rief sie mir zu. Sie hatte eine zweite Kerze angezündet und schnitt die gewaschenen, ungeschälten Erdäpfel in unsere Suppe hinein. Sie zu schälen galt damals bei uns als Verschwendung. Während Jim und ich Mutter zuschauten, sah Ralph nach Harry. Er hatte viel geblutet, nun lag er teilnahmslos und still. Mutters Suppe verbreitete schon längst einen

einladenden Duft. Ich war gerade dabei, den Tisch zu decken, da klopfte es wieder an der Tür. In der Erwartung, dass noch mehr versprengte Amerikaner draußen standen, öffnete ich ohne Zögern. Ja, es waren Soldaten, vier Mann, und alle bis an die Zähne bewaffnet! Ihre Uniform war mir wohlvertraut nach fünf Jahren Krieg. Das waren Soldaten der Wehrmacht, das waren Unsere! Ich war vor Schreck wie gelähmt. Obschon ich noch ein Kind war, wusste ich, dass jeder, der den Feind in irgendeiner Weise begünstigt, erschossen wird! Kam nun alles zu einem furchtbaren Ende?

Mutters Gesicht konnte ich nicht sehen, als sie heraustrat. Doch ihre gefasste Stimme beruhigte mich etwas. „Sie bringen aber eine eisige Kälte mit, meine Herren. Möchten sie mit uns essen?“, entfuhr es ihr. Damit schien sie den richtigen Ton gefunden zu haben. Die Soldaten grüßten freundlich und waren sichtlich froh, im Grenzland zwischen den Fronten Landsleuten zu begegnen. „Dürfen wir uns hier etwas aufwärmen?“, fragte der Rangälteste, ein Unteroffizier. „Vielleicht haben sie irgendwo Platz für uns bis zum Morgen?“ „Natürlich“, antwortete Mutter in aller Herzlichkeit. „Sie können auch eine warme Suppe mit uns essen.“ Die Deutschen lächelten, als sie das Aroma durch die halboffene Tür rochen. „Doch“, fügte Mutter in einem aus schierer Angst erwachsenden Todesmut hinzu, „es sind bereits drei Durchfrohene hier, um sich etwas aufzuwärmen. Ich bitte Sie um Himmels willen, machen Sie jetzt bloß keinen Krawall.“ Der Unteroffizier schien zu begreifen: „Wen haben Sie da drinnen?“, verlangte er barsch zu wissen. „Amis?“ Mutter sah jeden einzelnen an. „Hört mal,“ sagte sie langsam, „Ihr könntet meine Söhne sein, und die da drinnen auch. Einer von ihnen ist verwundet, und der ist gar nicht gut dran. Und die beiden anderen sind so hungrig und müde wie ihr. Es ist Heiligabend“, sie sprach jetzt zu dem Unteroffizier, „und hier wird nicht geschossen!“

Der starrte sie an. Für zwei, drei endlose Sekunden hörte man nur den Wind. Ich stand da und bibberte, doch Mutter nutzte den Moment. „Genug geredet!“, sagte sie entschlossen, „legt das Schießzeug da auf das Holz und kommt schnell rein, sonst essen die anderen alles auf.“ „Tut, was sie sagt“, knurrte der Unteroffizier, „wir haben Hunger.“ Wortlos legten sie ihre Waffen in den winzigen Schuppen, in dem wir unsere Holzscheite aufbe-

wahrten. Es waren drei Karabiner, zwei Pistolen, ein leichtes MG und zwei Panzerfäuste.

Währenddessen war den Amerikanern nicht verborgen geblieben, dass eine Gruppe „Krauts“ vor der Türe stand, und mit dem Mut der Verzweiflung waren sie willens, sich zur Wehr zu setzen. Mutter sprach indessen hastig mit Jim auf Französisch. Er sagte etwas zu Ralph, und ich sah erleichtert, wie auch die Amerikaner mit sich reden ließen. Sie machten mit!

Als nun alle in der kleinen Stube waren, schienen sie etwas ratlos zu sein. Wie man sich als Soldat in einer solchen Situation verhält, hatten ihre Ausbilder nicht mit ihnen besprochen. Mutter war währenddessen in ihrem Element. Lächelnd suchte sie für jeden einen Sitzplatz. Wir hatten nur drei Stühle, aber Mutters Bett war groß. Dorthin setzte sie zwei der später Gekommenen neben Jim und Ralph. Man schwieg sich an, es lag eine Gespanntheit in der Luft, die sich auf alle übertrug. Mutter machte sich wieder ans Kochen. Aber unser Hahn wurde nicht größer, und wir hatten vier Esser mehr. „Rasch,“ flüsterte sie mir zu, „wasch mir noch ein paar Kartoffeln und schneide sie zweimal durch. Und hol’ noch etwas Haferflocken. Wenn wir die Jungen erst einmal satt haben, wird sich alles geben.“

Während ich bei unseren Vorräten war, hörte ich Harry laut aufstöhnen. Einer der Deutschen setzte seine Brille auf und beugte sich über die Wunde des Amerikaners. „Sind Sie Sanitäter?“, fragte Mutter. „Nein,“ erwiderte er, „aber ich habe bis vor wenigen Monaten in Heidelberg Medizin studiert.“ Dann erklärte er den Amerikanern in, wie mir schien, recht fließendem Englisch, Harrys Wunde sei Dank der Kälte nicht entzündet. „Er hat sehr viel Blut verloren“, sagte er zu Mutter. „Er braucht jetzt einfach Ruhe und kräftiges Essen.“

Die Spannung hatte sich gelöst. Selbst mir kamen die Soldaten, als sie so nebeneinander saßen, alle noch sehr jung vor. Der Unteroffizier war mit seinen dreiundzwanzig Jahren der älteste. Am linken Ärmel seiner Uniformjacke trug er das Kubanschild, das ihn als Ostfrontkämpfer auswies. Aus seinem Brotbeutel nahm er eine Flasche Rotwein, und ein anderer brachte ein großes



Kommissbrot auf den Tisch, das Mutter in Scheiben schnitt. Von dem Wein füllte sie etwas in einen Becher. „Für Harry.“ Der Rest wurde unter uns aufgeteilt. Zwei Kerzen flackerten auf dem Tisch, dazwischen stand der Kessel mit der dampfenden Suppe, auf einem Teller lag das geschnittene Brot und jeder hatte etwas Wein. Ich hatte zwischen Jim und Ralph Platz gefunden. Am Kopfende saß Mutter auf einer improvisierten Sitzgelegenheit. Auf sie waren jetzt alle Blicke gerichtet. In meinem Elternhaus war es nicht üblich gewesen, vor dem Essen gemeinsam zu beten. Mit uns am Tisch saßen normalerweise die Gesellen, der Lehrling und die Hausgehilfin. Wer da beten wollte, der tat das still für sich. Das war nun alles anders. Es war eine gehobene, fast feierliche Stimmung. Und niemand wäre es eingefallen, sich ohne weiteres über die Mahlzeit herzumachen. Ralph erfasste die Hände der neben

ihm Sitzenden, Jim tat das gleiche, und schon saßen wir alle nach amerikanischer Sitte händehaltend um den Tisch, um unser aller Herrgott zu danken. Mutter sprach für uns in ergreifender Inständigkeit, sie schloss mit den Worten „und bitte, mach’ endlich Schluss mit diesem Krieg.“

Als ich mich in der Tischrunde umsah, bemerkte ich einige Tränen, die sich den Kriegern aus den Augen stahlen. Niemand schämte sich. Sie alle hatten sich ihre Menschlichkeit bewahrt. Nun waren sie ganz einfach wieder die jungen Söhne ihrer sich um sie sorgenden Eltern, die einen aus Amerika, die anderen aus Deutschland, alle fern von zu Haus. Nach dem Essen gab es starken amerikanischen Nescafé und Ananaspudding, den Jim in kleinen olivgrünen Dosen aus seiner weiten Manteltasche holte. Dann wurden Zigaretten ausgetauscht, hier „Eckstein“, dort „Chesterfield“, und schon hatte jeder der Gäste eine im Mund. Doch der um Harry besorgte Medikus sprach ein Machtwort: „Get out, an die frische Luft!“

Draußen war eine vor Kälte klirrende, strahlende Winternacht. Der Himmel war mit Sternen übersät und Mutter forderte uns auf, den am hellsten leuchtenden, den Sirius, anzusehen: „Das ist unser Stern von Bethlehem, der kündigt den Frieden an.“ Niemand sprach ein Wort. Aus der Ferne drang das dumpfe Bollern schwerer Artillerie an unsere Ohren. Dennoch schien uns jetzt der Krieg sehr weit und fast vergessen.

Dann gingen wir schlafen, die Soldaten auf dem Fußboden auf ihren dicken Mänteln, ich fand in Mutters Bett noch Platz. Harry erwachte im Morgengrauen, und Mutter flößte ihm etwas ein. Sie hatte aus amerikanischem Eipulver, dem Rest Rotwein und viel Zucker einen Krafttrunk gequirlt, der es in sich hatte. Ob es auch schmackhaft war, erfuhr ich nie, doch Harry war bei Tagesanbruch sichtlich kräftiger. Zum Frühstück aß er mit uns anderen den Rest der Hühnersuppe. Dann wurde aus zwei starken Stöcken und einer deutschen Zeltbahn eine Trage für Harry gemacht. Der Unteroffizier zeigte Jim und Ralph auf einer Karte den Weg zu den amerikanischen Linien. Ein deutscher Kompass wechselte den Besitzer. „Passt auf, wo ihr geht. Viele Wege sind vermint. Und wenn ihr Eure Jabos kommen hört, winkt wie der Teufel!“

Der Mediziner übersetzte alles ins Englische. Dann bewaffneten sie sich wieder, und es folgte der Abschied. Herzlicher konnte es auch unter alten Freunden nicht sein! Sie umarmten sich fröhlich, man versprach, sich wiederzusehen: „As soon as this damned war is over!“ Jim und Ralph küssten Mutters Wangen, Harry wurde auf seine „Sänfte“ gesetzt und mit Hallo, aber auch mit etwas Wehmut trennten sich unsere Wege. Manchmal drehten sie sich um und winkten. Wir schauten ihnen nach, bis sie im Wald verschwunden waren. „Das sind Menschen, genau wie wir“, sagte der Unteroffizier halblaut.

Jene Nacht in den Ardennen vergaß ich nie. Oftmals, wenn ich am winterlichen Himmel den hell glitzernden Sirius erblicke, scheint er mich zu grüßen wie einen alten Freund. Unwillkürlich gedenke ich dann meiner Mutter und jener jungen Soldaten, die als Feinde zusammentrafen und als Kameraden auseinander gingen.

1959 verließ Fritz Vincken Deutschland. 1964 schrieb er seine Erinnerungen an das unvergessliche Weihnachtsfest 1944 nieder. Sein Wunsch, alle Beteiligten wieder zusammenzubringen, hat sich leider nicht erfüllt. Seine Mutter starb 1966. Nach den deutschen Soldaten suchte er vergeblich. Vermutlich sind sie in den letzten Kriegsmonaten gefallen.

*Doch durch einen glücklichen Zufall fand er wenigstens Ralph wieder. Er besaß noch den deutschen Wehrmachtskompass. Monate später wurde auch Jim, damals 76, in Ohio gefunden. Harry, der damals Verwundete, war bereits 1972 gestorben. Heute lebt niemand mehr von ihnen. Nur diese wahre Geschichte berichtet noch vom Wunder des Friedens mitten im Krieg. Fritz Vincken war viele Jahre lang Mitglied des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge. **

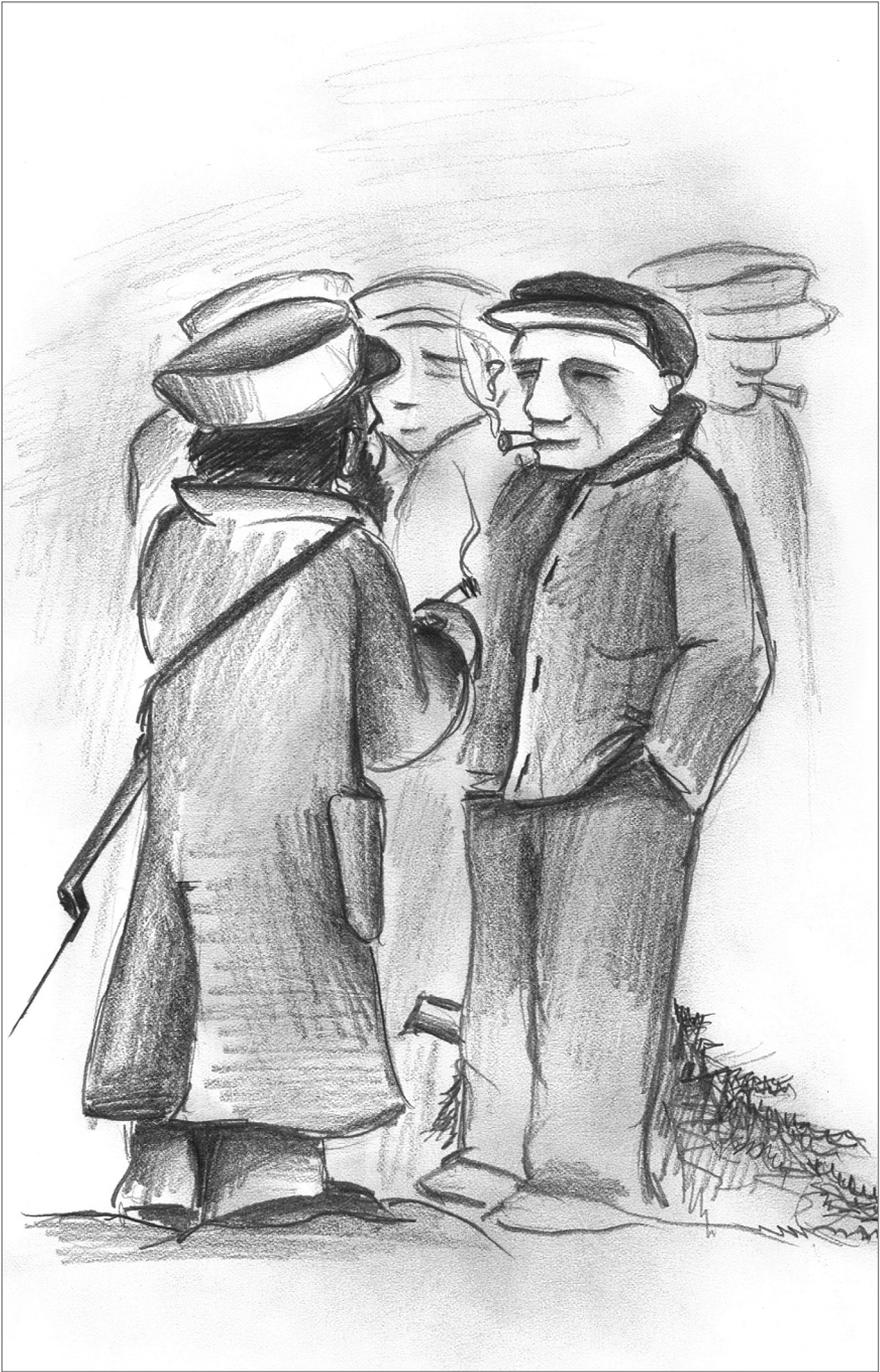
Dies ist die Geschichte von Heinrich Gustav Teichmann. Sein Sohn, Horst E. Teichmann, der sie eingereicht hat, ist selbst am 29.12.2002 verstorben. Seiner Witwe, Frau Dorothea Teichmann, gilt unser aufrichtiges Beileid.

24.12.1916 in Frankreich: Ein sonderbarer Heiliger Abend im 1. Weltkrieg

Es war Dezember und über die Adventsontage rückte das Weihnachtsfest immer näher heran. Bald fiel bei uns an der Westfront der erste Schnee. Wir überlegten schon lange, wie wir zu einem Bäumchen gelangen könnten. Aber es war wie verhext. Es bot sich keine Möglichkeit. Wir versprachen den Essenholern, die in die Etappe kamen, alles mögliche, sogar unsere Tabakration, aber es war einfach kein Nadelwald in der Nähe. Nur vor uns, vielleicht in einer Entfernung von fünf Kilometern Luftlinie, befand sich ein Mischwald mit einer seitlich angeschmiegtten Fichtenschonung.

Für alle Fälle sammelten die Kameraden schon lange das Stanniolpapier aus den Zigarettenschachteln. Daraus schnitten wir mit Rasierklingen dünne Streifen zu Lametta. Wir sammelten die Reste der so genannten Hindenburglichter und kneteten sie handwarm um Schnurstücke zu kleinen Licht'ln. Aus Pappe schnitten andere Kameraden Sterne und malten sie mit Blei- oder Kopierstift an. Auch ein Stummel von einem Gelbstift wurde dazu verwendet. Die Attraktion war eine rote Glaskugel, welche den langen Transportweg heil überstanden hatte und den Adressaten in einem Päckchen aus der Heimat erreichte. Nur der Baum dazu fehlte noch. Keiner wusste Rat.

Der 24. Dezember kam heran, und am Morgen hatten wir noch immer keinen Weihnachtsbaum. Auch unsere Offiziere schauten düster drein, obwohl der Erdboden leicht überfrozen war, keiner mehr im Schlamm stehen musste



und weder Sturm noch Wind wehte. Ganz leise tanzten die Schneeflocken vom Himmel. Das Land war bereits mit einer zehn Zentimeter dicken weißen Decke überzogen. Zufällig bekam unsere Kompanie am Vormittag mit der Verpflegung auch Skier und helle Tarnbekleidung angeliefert.

Da kam mir eine Idee. Ich meldete mich beim Hauptmann und schlug einen Spähtrupp zum Wäldchen vor. „Mensch wissen Sie, wie gefährlich das ist? Heute zum Heiligen Abend kann ich keine Gefallenen ertragen! Wie viel Mann wären nötig?“ Ich sagte: „Herr Hauptmann, einen für den Transport und noch einen zur Sicherung. Insgesamt, mit mir, drei!“ „Meinetwegen. Einverstanden. Suchen Sie sich noch zwei Kameraden aus, aber nur Freiwillige, und ledig müssen sie sein! Verstanden?“ „Jawoll, Herr Hauptmann“, erwiderte ich.

Die zwei Kameraden standen mir schon zur Seite. Sie hatten sogar einige dünne Kälberstricke, einen Fuchsschwanz (Säge), die Schneeschuhe und die Tarnbekleidung organisiert. Gleich nach dem Mittagessen zogen wir los, begleitet von allen Augen der Kompanie. Wir kamen auf den Brettern nur langsam voran, sie waren sehr ungewohnt. Aber nach und nach wurden wir sicherer. Wenn eine Leuchtkugel hochging und die Umgebung aufhellte, blieben wir wie angewurzelt stehen. Ungehindert konnten wir das Waldstück im Niemandsland ansteuern. Als wir den Waldrand erreichten, verharrten wir erst einmal ganz still und horchten auf fremde Geräusche.

Aber es blieb zum Glück alles ruhig. Wir stellten unsere Karabiner an eine Birke und suchten in der näheren Umgebung eine passende Fichte. Zu unserer größten Überraschung entdeckten wir sogar einige Tannenbäumchen. Ich suchte zwei geeignete heraus. Ein Kamerad zückte den Fuchsschwanz und sägte die erste Tanne ab. Gerade als ich sie aufhob und der Kamerad sich bückte, um die zweite abzusägen, stieß mich der dritte in die Seite, legte den rechten Zeigefinger auf seinen Mund und wies mit seinem Kopf nach links, wo sich gerade drei Franzosen daran machten, mit einer Bügelsäge einer mittleren Fichte beizukommen. Noch hatten sie uns nicht bemerkt. Der dritte Kamerad lief gebückt zurück zur Birke und holte unsere Karabiner. Den zweiten Kameraden packte ich vorsichtig an der Schulter, hielt ihm den

Mund zu und flüsterte ihm leise ins Ohr, dass dort Franzosen am Werk seien. Er bekam es mit der Angst zu tun und traute sich nicht aufzustehen. Er legte sich sofort lang hin, um sich hinter einem Strauch zu tarnen.

Von hinten wollte mir der andere Kamerad den Karabiner zuschieben. Doch ich lehnte ab, beobachtete die französischen Soldaten, die jetzt aufgeregt zu uns herüberblickten. Als unser dritter seinen Karabiner in Anschlag bringen wollte, drückte ich ihm den Lauf hinunter. Ein Franzose wollte im gleichen Augenblick eine Handgranate abziehen, wurde aber von einem graubärtigen Soldaten daran gehindert. Dann geschah das Wunder: Die Franzosen kamen ohne Waffen auf uns zu. Wir ließen unsere Gewehre einfach liegen und schritten unseren Feinden entgegen. Der vordere rief: „Nix schießen, Kamerad!“ Zur Verständigung winkten wir mit den Händen und hoben unser Weihnachtsbäumchen hoch. Auf der anderen Seite taten sie das gleiche und hoben die Fichte empor. Nun ließen wir jede Vorsicht fallen und liefen einfach auf sie zu.

Etwas zurückhaltend noch begrüßten wir uns, die wir Weihnachten feiern wollten unter dem gleichen Himmel. Ich kramte eine Schachtel mit zerdrückten Zigaretten hervor und bot den französischen Soldaten davon an. Sie ihrerseits gaben uns ihre. Wir rauchten die ersten Züge schweigend. Nachher begutachteten wir gegenseitig die Bäumchen, lachten und klopfen uns auf die Schultern. Der alte Franzose meinte: „Krieg nix gutt!“

Wir nickten eifrig. Dann zeigten wir uns gegenseitig die Fotos unserer Lieben. Alle nickten anerkennend beim Beschauen der Bilder. Aufgeregt zeigte ein jeder vor allem auf die Gesichter der Kinder und Frauen. Als die Zigaretten verglüht waren, schenkten wir uns gegenseitig unsere angebrochenen Schachteln.

Es war eine eigenartige Weihnachtsbescherung, fand sie doch unter „staatlich verordneten Feinden“ statt. Wir fragten uns, warum müssen wir eigentlich aufeinander schießen, die wir uns doch nie gesehen und uns nichts getan hatten? Konnten sich unsere Regierungen nicht auch endlich vertragen? Zum Abschied gaben wir uns die Hand. Der alte Franzose sagte noch: „Nix

Offizier sprechen!“ Wir nickten zum Zeichen des Einverständnisses. Jeder würde sich hüten, dem Hauptmann etwas zu sagen. Wir trennten uns sehr nachdenklich und winkten uns noch einmal zu. Die Franzosen liefen nach Westen und wir fuhren, nachdem wir das zweite Bäumchen abgesägt hatten, nach Osten.

Im Laufgraben wurden wir schon von unseren Kameraden ungeduldig erwartet. Auch unser Hauptmann war froh, uns unverletzt wieder zu sehen. Dankend nahm er sein Tannenbäumchen, gab es seinem Putzer und verschwand in seinem Offiziersunterstand. Vor unseren Vorgesetzten hatten wir heute Ruhe. Unser Tannenbäumchen wurde von allen Seiten begutachtet. Die Freude darüber war unverkennbar. Rasch wurde es behängt. Nun stand es schmuck auf einer Munitionskiste, bereit für die Bescherung. Einige mussten allerdings Posten stehen, draußen in der stillen Nacht. Nicht ein Schuss fiel. Man konnte die Illusion haben, im Frieden zu leben. Wir drei Weihnachtsbaumholer wurden an diesem Heiligen Abend von der Wache befreit. Ich durfte die Lichter anstecken. Die Kameraden, welche das Glück hatten, ein Päckchen erhalten zu haben, teilten das Wenige mit denen, die leer ausgegangen waren. Zur Feier des Tages gab es für jeden einen Becher heißen schwarzen Tee. Wir drei verteilten die französischen Zigaretten. Ungläubige Augen sahen uns an, je länger wir von der Begegnung mit unseren freundlichen Feinden berichteten. Einem älteren Familienvater, der zu Hause fünf Kinder hatte, kullerten ein paar Tränen die Wangen herunter. Er meinte: „Was soll der verfluchte Krieg? Denkt ihr, er ist für uns etwas nütze? Nur die Großen verdienen an ihm, an jeder Granate, und unsereins muss hier im Dreck liegen.“

Da gedachten wir derer, die gefallen waren. Allmählich wanderten unsere Gedanken ganz von selbst nach Hause und weilten bei unseren Angehörigen. Dann sangen wir leise, zu den Klängen einer Mundharmonika, unsere schönen Weihnachtslieder. ✱



KILIAN LUDWIG – UFFENHEIM

Soldatenweihnacht

Es mag zwischen 14 und 15 Uhr am Weihnachtstag 1943 gewesen sein. Draußen begann es bereits dunkel zu werden. Leichtes Schneetreiben setzte ein, als der Zugführer zu mir sagte: „Kilian, schnapp dir deinen großen Post-sack. Wir bekommen eine Sonderzuteilung Wein. Mach dich gleich auf den Weg, wir wollen heute noch feiern.“

So machte ich mich gleich fertig. Eine Strecke von etwa vier Kilometern lag vor mir. Da ich des Nachts öfter Orientierungsschwierigkeiten hatte, gab er mir den Rat, das Telefonkabel, das am Boden zur Kompanie verlegt war, in die Hand zu nehmen. So könnte ich in etwa zwei Stunden zurück sein.

Als ich meinen Bunker verließ, war es schon fast dunkel. Es lagen etwa 25 bis 30 Zentimeter Schnee, so dass ich schon bald ins Schwitzen kam. Das

Schneetreiben wurde stärker, und das Kabel versank immer mehr im Schnee. Ich ließ es los und ahnte nicht, was das für Folgen haben sollte. Ich blieb kurz stehen und beobachtete aufsteigende Leuchtkugeln, die die Frontlinie markierten. Nach etwa einer Viertelstunde hatte ich das Gefühl, auf einem falschen Weg zu sein. Es schien, als würde ich mich nach vorne zur Front und nicht zum Kompanietrupp hin bewegen.

Plötzlich stand ich vor einem Graben. War das schon die Infanteriestellung? Oder etwa gar ein russischer Graben? Jedenfalls war mir klar, dass ich auf dem falschen Weg war. Weil ich keinen Posten sah, stieg ich vorsichtig in den Graben hinunter. Als ich jetzt auch noch Stimmen hörte, ging ich weiter und stand dann vor einer Tür. Als eine Leuchtkugel hochstieg, sah ich, dass es eine Bunkertür war, die einen Spalt breit offen stand. Schnell wurde mir zur schrecklichen Gewissheit, dass es russische Laute waren, die von dort kamen. Schon ging die Tür auf. „Stoj!“ rief einer und dann gleich „Herr Feldwebel, schnell herkommen!“ Ein deutscher Feldwebel stand in der Tür und war erstaunt darüber, wie ich unbemerkt hierher kommen konnte.

Ich war also bei einer anderen deutschen Einheit angekommen, die nur wenige Kilometer von unserer Stellung entfernt lag. Die beiden Russen waren Hilfwillige, das waren desertierte russische Soldaten, die sich uns angeschlossen hatten. Sie waren nicht bewaffnet. Der Feldwebel wusste, wo unser Zug lag. Er gab mir die Richtung an und meinte, es wären zwei Kilometer. Wenn also alles klappt, wäre ich in einer halben Stunde wieder bei meinem Zug. Als ich schon zwei Stunden auf dem Weg und noch immer ohne Wein war, erschrak ich über meine Orientierungslosigkeit. So irrte ich weiter durch die russische Nacht, geblendet vom Schein der vielen Leuchtkugeln, mit einem noch immer leeren Postsack.

Es hatte aufgehört zu schneien. Die ebene russische Landschaft, eingehüllt in ein dickes Polster glitzernden Schnees, ohne Baum und Strauch, ließ mir diese Weihnachtswelt 1943 noch eintöniger erscheinen. Die Sterne kamen durch, es wurde bitter kalt. Ich war nun schon fast eine Stunde unterwegs und noch immer nicht bei meinem Zug angekommen. Ich sah frische Spuren im Schnee, die in einen Graben mündeten. Kein Posten – nichts! Vorsichtig

stieg ich hinunter, wieder eine Tür: lautes Schnarchen drang aus dem dunklen Raum. Ich war mir sicher, es war derselbe Graben, derselbe Bunker, den ich vor zwei Stunden aufgesucht hatte. Noch einmal nach dem Weg fragen, das wollte ich nicht. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich still und heimlich, wie ich gekommen war, wieder davonzuschleichen. Ich bemühte mich nun besonders, die Richtung einzuhalten, die mir der Feldwebel vor eineinhalb Stunden angegeben hatte.

Nach einem Irrweg, der sechs Stunden gedauert hatte, kehrte ich dann endlich wieder zurück. Der Zugführer hatte schon einen Suchtrupp losschicken wollen, er hatte mich schon zu den Vermissten gezählt und sagte, dass ich nachtblind sei und er mich nachts nicht mehr allein losschicken könne.

Meine zweite Soldatenweihnacht musste ich also im Schützengraben verbringen. Als meine Kameraden im Bunker Weihnachten feierten, zog ich mit dem Oberschützen Menge aus Hannover auf Wache. Eine klare Winternacht mit Temperaturen um 20 Grad Kälte empfing uns draußen. Als wir unseren Posten im Graben erreichten, hörte ich, wie die Kameraden im Bunker das Lied „Stille Nacht, Heilige Nacht“ anstimmten. Es war ruhig draußen und schien so, als würde es wirklich eine stille Nacht werden. Meine Gedanken wanderten in die weit entfernte Heimat. Vielleicht war meine Mutter jetzt gerade dabei, das Weihnachtsevangelium zu lesen oder gar für mich zu beten. Nur jetzt nicht sentimental werden, dachte ich. Ein Anflug von Heimweh erfasste mich aber doch.

Doch plötzlich war die raue Wirklichkeit wieder da! Eine MG-Salve piff über unsere Köpfe hinweg, Leuchtkugeln stiegen hoch. Die Heimat war nun wieder weg von mir. Vor uns lag noch das Niemandsland, gleich dahinter standen schon die russischen Truppen. Würden sie wohl angreifen? Doch wir hatten Glück, denn es blieb ein verhältnismäßig ruhiger Heiligabend 1943. Ob er wohl noch lebt mein Kamerad Menge, der mit mir diesen Heiligabend verbracht hat? *

Wilhelm Mager war der Vater von Ruth Kreiselmaier. Am 25.4.1945 starb er in sowjetischer Gefangenschaft am Lagodasee. Er hatte über 500 Briefe an seine Familie geschrieben.

Friedenswunsch vom Eismeer

Meine Lieben!

Es ist der 25. Dezember, Nachmittag vier Uhr. Gestern war Christabend. Wir bekamen ein Kieferbäumchen und fingen um sechs Uhr mit der Weihnachtsfeier an. Wir schmückten es mit Watte, Silberpapierstreifen von Zigaretenschachteln und Sternen. Dann hefteten wir eine Karte mit der Aufschrift „Ehre sei Gott in der Höhe“ neben die Engel, die Du mir geschickt hast. Ein Kamerad schnitzte eine Krippe mit dem Jesuskind, daneben stellten wir drei Kerzen. Die anderen drei Kerzen erleuchteten den Baum.

Wir sangen Weihnachtslieder. Dazwischen hörten wir abwechselnd am Telefonhörer die Weihnachtsfeier aus dem Reich. Ich konnte viele Weihnachtslieder in mehrstimmigem Chor hören. Um acht Uhr brachten unser Hauptmann und unser Leutnant mit zwei Trägern Weihnachtsgeschenke. Von der Kompanie bekam jeder eine Dose Ölsardinen, eine Schachtel Schuhcreme und Rasierklingen, vom Bataillon ein Päckchen und eine Rolle Gebäck, Zigaretten, eine Tafel Schokolade und eine Menge Drops. Zusätzlich bekam jeder ein Päckchen mit folgendem Inhalt: Ein Kopfschützer, eine Flasche Kognak, Rasierklingen, Gebäck, Wybertbonbons und Äpfel. Das war eine wirklich reiche Bescherung. Es gab noch eine besondere Überraschung: Der Hauptmann drückte meinem Truppführer die Unteroffizierslitze in die Hand.

Von zehn bis zwölf musste ich auf Posten ziehen. Das war die ruhigste Zeit, um an Euch zu denken. Ich hatte Euch den ganzen Abend nicht vergessen und mir ein Bild vom Fest gemacht. Hoffentlich waren keine Flieger bei Euch, dass Ihr ruhig schlafen konntet. Bei uns war es ruhig, der Feind wird ebenfalls Weihnacht gefeiert haben.



Die Musik des Krieges war verhalten. Einige Schneestürme, die fast ununterbrochen tobten. Sobald sie ein wenig nachließen, sah man schwere graue Wolken. Wenn man bei solchem Schneesturm auf dem Wege ist, sieht man nicht mehr als einen halben Meter weit. Das ist weitaus schlimmer als die dunkelste Nacht, denn alle Spuren sind verweht. Wenn da nicht jeder Zentimeter im Gelände bekannt ist, muss das Weitergehen aufgegeben werden. Der Eingang der Hütte muss laufend freigeschaufelt werden. Der Schnee bleibt hier nicht liegen wie bei uns, er fliegt andauernd. Hinter uns liegen die kürzesten Tage. Es wurde nie richtig hell.

Heute Abend hat es wieder Kleinigkeiten gegeben. Irgendjemand hat Briefpapier, Bleistifte, Sicherheitsnadeln und Taschenspiegel an die Kompanie geschickt. Darunter war ein Skatenspiel und ein Mensch-ärgere-dich-nicht. Beides haben wir gleich eingeweiht. Eine solche Weihnacht habe ich mir wirklich nicht vorgestellt. Auf dem Vormarsch wäre es anders gewesen, aber diese Witterung bietet allen energisch Halt. Außerdem gab es heute ein gutes Essen: Kartoffelbrei mit Sauerkraut und Speck – eine Delikatesse. Hier gibt es höchstens Trockenkartoffeln, denn für Frischware ist der Transport zu weit.

An meinem Bericht seht Ihr, dass uns fast nichts gefehlt hat, nur der Kirchgang. Wir können für alles froh und dankbar sein. Nicht alle Soldaten an der Front hatten es diesbezüglich so gut wie wir hier am Eismeer.

Wieder feiern wir die Geburt unseres Heilands und singen „Frieden auf Erden“. Wieder erklangen die Worte des Engels, Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Und wie sieht der Friede auf der Erde aus? Da ist es zu schlecht bestellt! Die Menschen werden scheinbar den Frieden nicht zu Stande bringen, es ist die dritte Kriegswihnacht, bei der ersten war mehr Friedenshoffnung als jetzt. Die Friedenshoffnung im Sinne unseres Heilands brauchen wir, so lange wie Menschen den Frieden machen, nicht zu haben. Diesen Frieden bringt der Friedensbringer. Wir wünschen eigentlich nur das Kriegsende. Möge es im neuen Jahr kommen.

Seid herzlich begrüßt und Gott befohlen, Euer Wilhelm ❄

Fahrradtour und Benzingeruch

Immer, wenn Schnee liegt und ich Benzin rieche, womöglich noch Nadelbäume in der Nähe sind, packt mich ein eigenartiges Gefühl.

Hat es Sinn, über meine schlimmsten Weihnachtstage, heute, nach 60 Jahren, noch zu reden? Ich finde, Zeitzeugen haben im Sinne der Erziehung des Menschengeschlechts die Aufgabe, dabei zu helfen, künftigen Schwachsinn zu verhindern und manches richtigzustellen.

Am 16. Dezember 1944, um fünf Uhr früh, brach auf hundert Kilometer der verschneiten Westeifel ein aberwitziger Hexensabbat los. Beim Schein violetter Scheinwerfer feuerten Hunderte von Geschützen irgendwohin nach Westen. Auch unsere auf einem ansteigenden Acker postierten Einundzwanzig-Zentimeter-Werfer zogen brüllend und rauschend Feuerbögen in die leicht neblige Luft. Ein ungeheurer Donner füllte die stillen Täler und die Ruhr-Schlucht vor uns, der Landesgrenze, in die bald lange Panzerkolonnen rollten. Es ging endlich „vorwärts“ und vor allem uns wenigen Jungen in der Batterie, ich war 19, schlug das Herz höher. Da mussten doch die lange angekündigten „Geheimwaffen“ zum Einsatz kommen!

Die Älteren waren merkwürdig skeptisch. Noch bevor der Tag anbrach, hörte das Donnern wieder auf. Aber drüben dröhnten noch stundenlang die Panzer und schweren Fahrzeuge die Serpentinaufgänge hinauf. Von Gegenwehr hörte man kaum etwas. Nachmittags war alles wieder still und in Dasburg vor uns fehlten einige Hausecken, wo Panzer tiefe Löcher in die Kurven gewühlt hatten. Wohin wir geschossen hatten und wer die Opfer waren, sahen wir nie. Möglicherweise waren unsere Geschosse auch ins Leere gegangen.

Kurz nach dem Angriffstag wurden wir nach vorn verlegt. Ein Kamerad von einem Vorkommando hatte mir, ich war einer der zwei oder drei Brillenträger der Batterie, sinnig eine blutige goldfarbene Brille von einem Gefallenen mit-

gebracht. Ich nahm sie widerstrebend und wusch sie ab. Soldaten sind abergläubisch. Ich warf sie kurz danach in einen Bach.

Wir übernahmen die Ortskommandantur in dem Städtchen Clerf (Clervaux). Ein Teil von uns schob sein Marschgepäck auf Handkarren über einsame Höhen dorthin. Die vereiste Hangstraße war fast unpassierbar. Die großen Panzer hatten in jeder Haarnadelkurve einen riesigen Krater ausgewühlt. Ich sah den ersten gefallenen Amerikaner neben einer Hütte liegen. In der Hütte lag auf einem Tisch ein angefangener Brief in Französisch.

Wir kamen in einem Hotel unter. Es gab fließend Wasser und sogar etwas Heizung, auch Strom war da. In allen Räumen herrschte ein wirres Chaos, da die Amerikaner geplündert hatten, bevor sie geflohen waren.

Nach der Burgruine fand ich eine offene Tür, es war kurz vor dem Fest. Ich glaubte mich in einen Märchenladen versetzt. Auf mit Rotkreuz bemalten massiven Kisten standen da Kästen aus dem seltenen Plexiglas mit Bergen von bunten Pillen drin. Es war wie Bonbons im Frieden, Verbandskisten, Medizinkanister, viel Unbekanntes in seltsam weichen Klarfolien verpackt. Es handelte sich um ein größeres Medizinlager der Amerikaner. Gedankenvoll packte ich mir die Brusttaschen voll Zinntuben, beschriftet mit „Morphine“ mit jeweils gleich angesetzten, plexiglasgeschützten Spritznadeln sowie Briefchen mit einem kristallinen, mit „in die Wunden zu streuen“ beschrifteten Sulfonylamidpulver. Wer weiß, wo man's brauchen kann?

Von oben hörte ich Hauptwachmeister Gerdes rufen: „Kinder, das ist ja wie Weihnachten“. Ich traf ihn hinter einer aufgebrochenen Bretterwand, wo stapelweise in Kisten neue originalverpackte Herrenhemden, Damenstrümpfe, Socken, meist Sommerware, aufgebrochen dalagen. Daneben standen Kisten, die voll von Packungen „Kölner Streu- und Backzucker“ waren. Das waren Raritäten, die jemand hier illegal gehortet hatte.

Das Wetter war gottlob vor Weihnachten trübe. Trotz der Lage schossen in einem recht engen Tal immer mal amerikanische Jagdbomber die Hauptstraße entlang. Irgendwo brannte es. Am 22. oder 23. Dezember kamen die



ersten etwa hundert amerikanischen Gefangenen an. Sie waren wohlgenährt, im Vergleich zu uns, aber hungrig und ermattet vom Marschieren. Sie wurden in einem Gasthaussaal untergebracht und bewacht. Gegen Requirierschein wurde ein Rind eingebracht, von dem Metzger unserer Batterie geschlachtet und in einem riesigen Kessel mit Kartoffeln Eintopf für sie gekocht. Die amerikanischen Soldaten, die ihrer Rationen überdrüssig waren, begrüßten dies sehr.

Am 24. Dezember gab es für die Gefangenen besonders große Portionen. Im Hotelzimmer unseres von allen geschätzten Oberleutnant Neyer machte ich eine Antenne. Ich schloss einen gefundenen US-Lautsprecher an das

große Funkgerät an, aus dem nachmittags Weihnachtslieder, Glockenklänge und immer mal die „Hohe Nacht der klaren Sterne“ zu hören waren.

Doch der Chef schaltete das bald ab, die Batterien mussten geschont werden. Die Hotelhalle füllte sich, draußen herrschten einige Grad unter Null, mit müden Soldaten, die sofort auf dem Boden einschliefen. In der Küche wurde Braten mit Kartoffeln gemacht und ein Punsch. Wir machten uns fein.

Ein Wachtmeister brachte mir aus dem Medizinlager zwei weiße Zwanzig-Liter-Kanister mit trübweißlichem Inhalt, der süß und nach Orange schmeckte, einer Frucht, deren Duft wir fast vergessen hatten. Ich sollte die Aufschrift übersetzen, das sei doch sicherlich Likör. Ich wurde aus den Substanzangaben nicht schlau, aber dass „Ethylalcohol“ nicht giftig ist, das wusste ich. Also wurde entschieden, jedem Mann eine Tasse dieser Köstlichkeit zu geben. Das Essen war reichlich, einer klimperte auf dem Klavier, bekam aber den Tonartwechsel bei „O du Fröhliche“ nicht so recht hin.

Der Punsch war gut, aber der Likör hatte einen bitteren Nachgeschmack. Als wir gegen Mitternacht sehr müde unsere Betten aufsuchten, musste ich ständig meine Waden kratzen. Ich sah, dass auch andere das taten. In der Nacht wurde mir unsterblich schlecht. Einige Kameraden übergaben sich.

Frühmorgens am 25. Dezember weckte uns der Spieß. Mir war immer noch sehr schlecht. Ich konnte nur zwei heiße Tassen Malzkaffee hinunterbringen, der mir aber sehr gut tat. Ein herbeigeholter US-Sani erklärte, der „Likör“ sei eine starke, ephedrinhaltige Hustenmedizin, von der höchstens ein Teelöffel täglich zu nehmen sei. Na ja, Pechsache, jetzt wussten wir es.

Auf ging es in den prächtigen Morgen hinein. Es war der erste klare Tag seit Wochen. Die etwa hundert Gefangenen waren fast schon übermütig. Auf den Höhen hinter Clerf wurden wir von einem SS-Offizier aufgehalten, der aus einem Gutshof eilte. Der Obergefreite machte Meldung und der „Schwarze“ befahl, wir sollten jeden der Gefangenen eines der zuhauf liegenden requirierten Fahrräder an eine bestimmte Dienststelle drüben in Deutschland bringen lassen. Ich teilte das den Amerikanern mit. Da gab der höchste US-

Offizier, er hatte zwei Balken auf dem Helm, einen Befehl und alle Gefangenen setzten sich spontan auf die eisige Straße. Ich sollte übersetzen, das sei ein Transport im Sinne der deutschen Kriegsführung und den Gefangenen nach der Genfer Konvention nicht zuzumuten. Sie weigerten sich, den Befehl auszuführen.

Der „Schwarze“ bekam einen Wutanfall und sagte, denen würde er schon Beine machen. Er gebe eine Frist von fünf Minuten, wenn die bis dahin nicht parierten, würde was passieren. Ich übersetzte zaghaft. Der Offizier beriet sich kurz mit einem anderen und blieb bei seinem Befehl.

Nun wurde mir an dem kalten Tag auf dieser einsamen Höhe wirklich heiß. Es würde sicherlich, dafür war die SS bekannt, etwas Schreckliches passieren. Zwei, drei Minuten vergingen. Da fragte mich der Amerikaner, warum denn der Offizier in Schwarz so erregt gewesen sei. Ich bin heute sehr froh darüber, vielleicht flog ein Weihnachtsengel vorbei, dass ich auf eine Notlüge kam. Ich sagte, er sei deshalb so wütend, weil er wüsste, die Gefangenen müssten heute noch weit marschieren, Verpflegung sei nicht vorhanden und nun schlugen sie die ihnen angebotene Marscherleichterung aus.

Der SS-Offizier kam schon wieder drohend mit zwei Mann aus dem Haus. Da gab der vielleicht auch die Situation nun richtig einschätzende US-Offizier wieder einen Befehl. Zu meiner größten Erleichterung standen alle vom Boden auf und strömten in den Hof, die Fahrräder zu fassen. Anfänglich wollte der nun ebenfalls störrische Obergefreite nicht darauf eingehen, er lenkte aber schließlich ein. Wir hatten alle Mühe, einige Räder waren platt, die nun jodelnden und Unfug machenden Gefangenen auf den Weg zu bringen. Es ging nun vollends die steilen Kehren des Ruhrtals hinunter.

Es wurde recht turbulent, manche Bremsen gingen nicht und es gab Zusammenstöße. Wir alle hatten Mühe, denn sie waren nun schneller als wir, aber schließlich lehnten wir, ohne den uns befohlenen Umweg zu beachten, weit außer Sicht der SS, die Räder sehr erleichtert an die nächste Friedhofsmauer auf deutschem Gebiet. Dann zogen wir im Sonnenschein auf die Höhen Richtung Daleiden.

Einer unserer Leute hatte am Hang oben zwischen einigen verlassenem Häusern ein kleines Kloster mit wenigen verbliebenen Nonnen entdeckt. Dorthin brachten wir die Verwundeten. Einige von ihnen humpelten. Wir bekamen alle, ein wahres Wunder, eine heiße Teigwarensuppe. Die Nonnen hatten sicherlich dafür fasten müssen.

Wir marschierten, oder besser radelten, den ganzen Tag. Wiederholt fragten mich Gefangene, wohin es ginge und ob es dort Unterkunft und Verpflegung gäbe. Ich sprach allen Mut zu und versicherte all dies gutgläubig. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass dafür nicht vorgesorgt sei. Abends kamen wir ungeschoren, aber sehr erschöpft bei strengem Frost in ein kleines Dorf, das unser Ziel war. Ein ungehobelter Unteroffizier oder Feldwebel empfing uns und wir mussten alle Gefangenen in eine eiskalte kleine Kirche führen, in der Kerzen brannten. Es herrschte eine eigenartige Stimmung. Als ich den Kerl höflich fragte, ob die erschöpften Gefangenen Unterkunft und Essen erhalten würden, reagierte der böseartig und beschimpfte diese.

Sehr bedrückt nahm ich von den fast zu Freunden gewordenen Leuten Abschied. Ich verfluchte den Krieg, soweit die fromme Umgebung das ermöglichte und schämte mich, weil ich zu viel versprochen hatte.

Am nächsten Morgen, es war wieder ein sonniger Tag und überall rumstern die Jabos, wurden wir fast alle in einen Westwallbunker über der Grenze drüben zurückverlegt. Ich saß bei einer Funzel im Bunker und war der Einzige, der immer wieder schallend lachte, was alle verwunderte. Ich hatte mir aus der Hotelbibliothek ein Buch von Mark Twain mitgenommen. Als wir kurz darauf wieder nach Clerf kamen, sah ich den Koch einen oder zwei Zentner Kartoffeln aus dem Hotelkeller in ein Hotel-Bettzeug schaufeln. Wir rückten am selben Tag ab, zum Einschließungsring von Bastogne. Nicht viele von der 9. Batterie sahen die Heimat wieder.

Etwa dreißig Jahre später kam ich wieder an diese Stelle. Alles war völlig verändert. Statt des Bauernhofs war da eine Tankstelle. Gegenüber, etwa dort, wo die sumpfige Niederung damals war, erhob sich prächtig in rotbraunem Stein eine Kriegsgräberstätte mit sehr würdiger Gedächtniskapelle. *



JOSEF BLUM

Flucht aus Stalingrad

Den Russlandfeldzug erlebte ich vom ersten Tag an bis Kriegsende bei der Luftnachrichtentruppe. Vom 20. zum 21. November hatte ich Nachtdienst. Nach der Ablösung kam der Befehl, mich sofort beim Dienststellenleiter zu melden. Er meinte: „Blum, uns ist ein wichtiges Nachrichtengerät ausgefallen, sie sind mein zuverlässigster Mann, verzichten Sie auf die paar Stunden Schlaf, die Ihnen zustehen würden. Nehmen Sie meinen PKW mit Fahrer. Hier ist die Generalstabskarte mit dem eingezeichneten Weg und fahren Sie zur Kompanie nach Morosowskaja, um das Gerät umzutauschen. Schauen Sie, dass sie bis morgen Abend wieder hier sind.“

Nach wenigen Minuten brauste ich schon los und hatte gegen Mittag bereits die Don-Pontonbrücke bei Kalatsch erreicht. Trotzdem wurde es Abend, bis ich die etwa 30 Kilometer Luftlinie entfernte Kompanie erreichte. Im Morgengrauen des folgenden Tages ging es zurück. Die Wege waren verstopft von zurückflutenden Truppenteilen. Bis zum Abend hatten wir kaum die halbe Strecke geschafft. Da kamen uns bei Obliskaja, also noch diesseits des Don, russische Panzer entgegen. In diesen Stunden hatte sich der Ring um Stalingrad geschlossen. Meine Kameraden saßen alle in der Falle und mir wurde bewusst, dass ich es meinem besonderen Schutzengel verdankte, dass ich dieser Hölle von Stalingrad entkommen konnte.

Nun folgte mein nächster Einsatz auf dem Feldflughafen Morosowskaja. Von hier und vom benachbarten Platz in Millerowo aus starteten die Flugzeuge zur Versorgung von Stalingrad und brachten auf dem Rückflug Verwundete mit. Die Tage vor Weihnachten waren hektisch. Zu Dritt machten wir abwechselnd in einem Erdloch bei einem „Hindenburglicht“ Dienst am Nachrichtengerät und mussten fast stündlich raus, um Störungen zu suchen und Leitungen zu flicken.

So kam der Heilige Abend, an dem die russischen Truppen die ganze Front eindrückten, um den Korridor zur eingeschlossenen 6. Armee zu vergrößern. Gegen Mittag kam unser Flugplatz unter Beschuss, der in wenigen Minuten geräumt werden musste, da startende Flugzeuge bereits mit anrollenden Panzern zusammenstießen. Ich wurde in die nächste Maschine gepfercht. Erst später erfuhr ich, dass diese Maschine gar nicht hätte starten dürfen, weil einer der Motoren nicht mehr richtig funktionierte. Warum ich mir in der Eile noch den Telefonapparat (FF 33) unter den Arm klemmte und ein etwa acht Meter langes Kabel mitzog, weiß ich nicht.

Statt drei Mann Besatzung waren wir elf Mann im Flugzeug, das sofort startete. Es ging etwa eine halbe Stunde gut, als ich eine große Unruhe unter der Besatzung bemerkte. Ich fragte meinen Nachbar, was denn los sei. Er deutete nach vorn in die Kanzel, wo sich alle Zeiger am Armaturenbrett drehten und jetzt begriff auch ich, dass etwas nicht stimmte. Dann zeigte er zum Fenster, wo zu sehen war, dass sich eine Schraube nicht mehr drehte. Es war

also ein Motor ausgefallen. Während ich noch aus dem Fenster starrte, entdeckte ich ein Hausdach, dann eine Telegraphenstange und schon krachte es. Der Pilot hatte eine einwandfreie Bruchlandung hingelegt, die nur glückte, weil die Maschine wie ein Schlitten auf dem etwa 30 Zentimeter hohen Schnee schlitterte.

Wo waren wir? Ich erinnerte mich an die Telegraphenstange, die wir trotz Schneegestöber gesehen hatten. Jetzt gab es nur eines, wir mussten die Leitung anzapfen, aber wie? Aus der Maschine holte ich den Feldfernsprecher. Ohne Steigeisen und Gurt traute sich keiner am Mast hochzuklettern, um ein Kabel anzuschließen. Nun gab es nur eines! Drei Mann kletterten sich, wie beim Zirkus, gegenseitig auf die Schultern. Ich war der Letzte und hatte das Kabel im Mund, dessen Ende ich zuvor blank geschnitten hatte. Mit einer Hand musste ich mich am Mast festhalten und mit der anderen gelang es mir nicht, bei gut zwanzig Grad Kälte, einen Draht zu umwickeln, der leider nicht aus Kupfer bestand. Ich brachte nur einen kleinen Bogen zu Stande. Dazu kamen die Schreie derjenigen, die am Mast standen, dass sie es nicht mehr länger aushalten würden. In letzter Not wickelte ich mein Taschentuch um den Draht und schon purzelten alle übereinander in den Schnee. Im Fallen gelang es mir noch, einen Knoten mit dem Mund zusammenzuziehen und nun hatten die Drähte Kontakt.

Schnell war ein Draht angeschlossen, aber man brauchte ja eine zweite Verbindung. Wir hatten gelernt, dass dies auf kurze Entfernungen auch über die Erde als Leiter geht. Mangels Erdstecker musste mein Taschenmesser herhalten, aber in dem gefrorenen Boden gab es keine Verbindung. Also stellten wir uns im Kreis auf und alle mussten auf einen Punkt hin pinkeln. Und da hinein steckte ich mein Taschenmesser mit einem weiteren Stück Draht.

Wir hatten Glück. Wir hörten deutsche Worte und bekamen Verbindung zum nächsten Flugplatz in Nowotscherkassk. Das lag in der Nähe des Schwarzen Meeres. Da die von unseren Baurupps gesetzten Masten Nummern hatten, konnten wir unseren ungefähren Standort melden. Wir erfuhren, dass im ganzen Abschnitt der Teufel los sei, denn von überall her kamen Meldungen von notgelandeten und abgestürzten Maschinen. Da wir verhält-

nismäßig weit hinter der Front lagen, sollten wir halt warten, bis man uns abholen könne. Im Übrigen wünschten sie uns „Frohe Weihnachten“, denn es war ja Heiliger Abend. Dies war so etwa um drei Uhr, als es in der Gegend schon dunkel wurde.

Da das Schneetreiben nachließ, wurde auch die unbewohnte Kolchose gefunden, deren Dach ich beim Absturz gesehen hatte. Sofort wurde der Kachelofen eingheizt. Ich fand im angebauten Schopf Stroh, wovon ich einige Arme voll in die gute Stube trug, denn ich hatte nur einen Weihnachtswunsch: „Schlafen!“. Die Tage zuvor war dies immer nur stundenweise möglich gewesen.

Als ich geweckt wurde, war es hell. Ein LKW war da, um uns abzuholen. Ich erkundigte mich nach der Uhrzeit und erfuhr, dass es bereits der übernächste Tag, also der 2. Feiertag sei. Man hatte immer mal wieder das Stroh beiseite getan und hatte mich, als man feststellte, dass ich noch atmete, wieder zugedeckt.

Auf der Sammelstelle für Versprengte stieß ich nach einigen Tagen auf die Reste unserer Kompanie, die sich ebenfalls von Morosowskaja mit ihren Fahrzeugen bis nach Nowotscherkassk absetzen konnte. In der Stadt ging es noch fast friedlich zu.

Einige Wochen später kam ich auf einen Nachrichtengerätelehrgang bei der Luftflotte 4, die in Kamenskoje am Dnjepr lag. Hier gelang es mir, wieder ein Kochgeschirr mit Löffel zu erwerben. Auch ein Taschentuch war für mich „das Geschenk“, hing das meinige doch wohl noch am Draht. Ich hatte seit Weihnachten, wollte ich mir die Nase putzen, immer das Ende von einem Schal genommen, den mir meine Mutter mal geschickt hatte.

Hier in Kamenskoje hatte ich auch Gelegenheit, mal wieder einen Feldgottesdienst zu besuchen. Die Predigt des Pfarrers habe ich heute noch in Erinnerung, glaubte ich doch, dass sie nur für mich gehalten wurde. Er hatte sie unter das Motto „Gott beschützt die Seinen auch heute noch auf wunderbare Weise“ gestellt. *

In Gedanken daheim

Es war das Jahr 1941 und für uns damals das erste Jahr im Feindesland. Bei Beginn des Winters ritten wir aus der Ukraine auf die Insel Krim am Schwarzen Meer. In der Schule hatten wir gelernt, dass dort Mittelmeerklima herrschen würde und dass es Palmen und Orangenbäume gäbe.

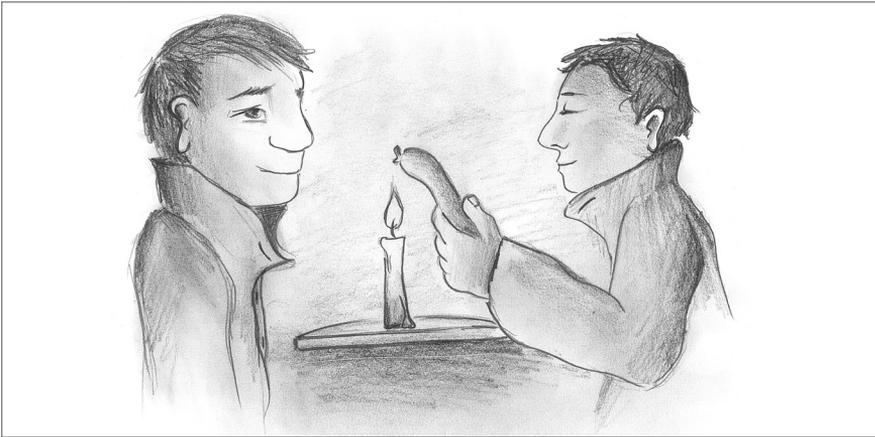
Einen ganzen Tag lang marschierten wir zu Fuß, bei strömendem Regen, durch ein Gebirge. Ein eiskalter Wind piff durch den Wald. Von Palmen keine Spur. Es war der 24. Dezember, zu Hause wurde Heiligabend gefeiert. Das Wasser lief vom Stahlhelm herunter in den Kragenrand hinein und aus den kniehohen Reitstiefeln wieder heraus. Wir waren völlig durchnässt und durchgefroren.

Wir machten am Abend in einem tief eingeschnittenen Hohlweg halt. In den steilen Hang gruben wir Löcher, so dass wir drin sitzen konnten. Als junger Soldat war ich Gehilfe des Sanitätsunteroffiziers. Eine Arbeit, die eigentlich keiner gerne übernahm, denn es war ja nicht ganz ungefährlich.

Gerhard, mein Sanitätsunteroffizier, stammte aus dem Erzgebirge. Er war von schwächlicher Gestalt, aber zäh und unermüdlich. Vielen hat er das Leben gerettet. Wenn es darauf ankam, waren wir beide ein unschlagbares Team.

Vor unserem Loch hängten wir eine Zeltbahn auf, um etwas vor Wind und Regen geschützt zu sein. In der völlig durchnässen Bekleidung war es schwer, warm zu werden.

Gerhard erhielt an diesem Abend eines der so begehrten Feldpostpäckchen. Es war eigentlich für den ersten Advent bestimmt gewesen. Aber die Post brauchte nun mal viele Wochen, bis sie uns so weit draußen an der Front erreichte.



So war es für uns nun zum Weihnachtsgeschenk geworden. Das Aufpacken des winzig kleinen Päckchens wurde zu einer Zeremonie. Wir genossen jede Sekunde. Die Heimat kam zu uns und war doch so weit entfernt!

In der Verpackung steckte eine Adventskerze, ein kleines, nach der wochenlangen Transportzeit reichlich luftgetrocknetes Hartwürstchen und ein paar Weihnachtsplätzchen! Wir waren glücklich! Ein Hauch vom heimatlichen Weihnachtsfest war bei uns angekommen. Nässe und Kälte waren vergessen. Unsere Gedanken waren bei den Lieben daheim, die zu dieser Stunde sicher im warmen Stübchen saßen, um Weihnachten zu feiern und an ihre Soldaten an der Front dachten.

Irgendwoher hatten wir ein Stück Brett erwischt, das wir in die Wand unserer Behausung ramnten. Es war unser Tisch. Die Kerze wurde draufgestellt. Glücklicherweise hatten wir auch ein Streichholz, um sie anzuzünden. Zuerst wärmten wir unsere klammen Finger etwas über der kleinen Flamme. Dann zog ich behutsam das kleine Würstchen über der Kerzenflamme hin und her, um es zu braten. Köstlicher Duft zog uns in die Nasen. Wir hatten einen Weihnachtsbraten! Natürlich teilten wir uns das gebratene Würstchen. Jeder bekam die Hälfte. Gerhard spielte auf seiner Mundharmonika Weihnachtslieder. Ein paar Plätzchen hatten wir ja auch noch. Vielleicht wurden uns die Augen auch etwas feucht. In unseren Gedanken waren wir bei unseren Lieben daheim ... *

Erlebt und niedergeschrieben von Peter Tautenhahn

Lebensretter im Schnee

Russland 1943. Das Thermometer zeigte minus 30 Grad. Der Wind wehte eisig über die endlose Ebene und wirbelte die Schneeflocken, die dicht vom grauen Himmel fielen, durcheinander, trieb sie in die Augen. Sie blieben auf den Augenbrauen hängen und erschwerten die Sicht. Fast schien der Atem zu gefrieren. An breiter Front kämpften sich die Soldaten vorwärts, die Köpfe gesenkt, lautlos, nur ab und zu ein Klappern der Waffen und Geräte.

Manchmal ein kurzer Fluch, dann wieder verbissene Stille und lautloses Schreiten. Es war stockdunkel, in der Ferne zogen Leuchtspurgeschosse ihre Bahn und versanken wieder am russischen Himmel. Noch ein paar Tage, dann war Weihnachten. Weihnachten im Feindesland, in einem Krieg, den keiner von ihnen gewollt hatte. Die Soldaten trugen weiße Stahlhelme und weiße Tarnkleidung.

Eine Schlucht tauchte auf, ein kleines Gehölz. Der Schnee war immer dichter geworden. Wenn das nur ein vorweihnachtlicher Spaziergang wäre! Ein Spähtrupp hatte gemeldet, die Gegend sei feindfrei. Sorglos stapften die Soldaten voran. Bald war es geschafft, bald war Weihnachten.

Von russischen Truppen keine Spur. Der Schnee war so dicht, dass er das Vorwärtskommen erschwerte. Es war stockdunkel und sehr kalt. Dann brach die Hölle los! Granatwerferfeuer, das lahme Tackern der russischen Maschinengewehre mit Wasserkühlung, das reine Feuerwerk, die Hurrarufe der heranstürmenden Infanterie. Ich warf mich in den weichen Schnee und brachte mein Maschinengewehr in Stellung. Doch das Zweibein rastete nicht ein und der Lauf fiel in den Schnee. Ich griff über das Maschinengewehr hinweg, um die Sache in Ordnung zu bringen. Da traf es mich wie ein Hammer Schlag an der Schulter, dann lief es mir warm am rechten Arm hinunter. So

lag ich über meinem MG, während vom Nebenabschnitt das „Hurra“ der Russen herübertönte. Wenn sie mich jetzt so erwischte, würden sie mir mit dem Gewehrkolben den Schädel einschlagen. Ich dachte es und bekam es mit der Angst zu tun. Es war stockfinster, und man konnte die Hand vor Augen nicht sehen. Da beugte sich in dem Tohuwabohu eine Gestalt über mich und sagte, dass ich hier doch nicht so liegen bleiben könne. Er stellte mich auf die Füße, hängte das Maschinengewehr auf die Schulter und wollte mit mir ein paar Schritte gehen. Doch es ging einfach nicht. Der Unbekannte setzte mich auf einen Baumstumpf. Es musste mich doch ziemlich erwischt haben. Noch immer lief es mir warm über den rechten Arm. Der Stahlhelm war mir plötzlich lästig geworden. Ich nahm ihn vom Kopf und warf ihn von mir. Er fiel weich in den Schnee und rollte eine kleine Kuhle hinunter.

Der Mann, der mich mitgenommen hatte, hob ihn auf und setzte ihn mir wieder auf den Kopf. Er sagte: „Junge, den darfst du doch nicht wegwerfen!“ Im schummrigen Licht der Nacht sah ich, dass mein Retter ein Offizier war. Er ging einige Schritte zur Seite und rief etwas. Ein Tigerpanzer kam mit auf-gessener Infanterie, blieb mit tuckerndem Motor stehen. Zwei Soldaten legten mich auf die fast heißen Panzerplatten, was ich als sehr wohltuend empfand. Die auf-gessenen Panzergrenadiere hielten mich fest. Wir fuhren ein Stück hinter die Front. Noch immer hörte ich das Schießen, sah die Leuchtspuren am Himmel. Durch die Wärme der Panzerplatten spürte ich so richtig, dass mit mir etwas nicht in Ordnung war.

Der Tigerpanzer fuhr zu einem freien Platz. Sanitäter hoben mich herunter, steckten mich in eine gepolsterte Papptüte und legten mich in den Schnee. Ich schaute in den nächtlichen Himmel. Irgendetwas in mir war zerstört, aber ich hatte keine Schmerzen. Mein rechter Arm war leblos und wie gelähmt. Ich lag dort lange, dann war ein Surren in der Luft, der Schnee stob auf und wirbelte umher. Ein Fieseler Storch (ein kleines Aufklärungsflugzeug) war gelandet. Die Sanitäter hoben mich auf, legten mich auf eine Bahre und schoben mich in das Flugzeug. Dieses erhob sich sofort steil in die Luft und brachte mich ins Feldlazarett nach Berditschew.

Die Sanitäter transportierten mich in ein Zimmer und legten mich endlich auf ein Bett. Mittlerweile war es schon Weihnachten geworden. „Stille Nacht, Heilige Nacht“ sangen manche. Ich brachte keinen Ton heraus. Auf meinem Nachttisch stand ein große Flasche Eierlikör, eine Salami lag daneben, Nüsse und Lebkuchen. Aber ich hatte keinen Appetit. Mein Hals war wie zugeschnürt. Stille Nacht, Heilige Nacht. Man drückte mir die Hand und wünschte mir eine baldige Genesung. Eine lange Nacht begann. Ich dachte an den Offizier, dem ich mein Leben zu verdanken hatte. So schnell wie er gekommen war, war er wieder verschwunden. Stille Nacht, Heilige Nacht. Aus der Ferne hörte ich Lärm, das Schießen und Rumoren der Front. Das war Weihnachten 1943. *



Himmelslichter in der Nacht

Im Herbst des Jahres 1941 wurde ich mit meiner Einheit nach Russland verlegt. Unsere Aufgabe war, den Belagerungsring um die alte Zarenhauptstadt St. Petersburg zu verstärken. Die riesige Stadt war vollkommen eingeschlossen. Zahlreiche deutsche Divisionen blockierten die Zufahrtswege, so dass die bedrohte Stadt keinerlei Hilfslieferungen bekommen konnte. Den Einschließungsring bildeten vor allem ostpreußische Divisionen, die das ganze Baltikum erobert und die Russen bis an den Finnischen Meerbusen zurückgedrängt hatten.

Vor der Stadt an der Newa aber wurden alle deutschen Angriffe gestoppt. St. Petersburg sollte nicht im Sturmangriff erobert werden, sondern die Bewohner sollten durch Hunger und Kälte zur Kapitulation gezwungen werden. Es war ein gnadenloser Kampf, ein Kampf vor allem gegen Frauen, Kinder und alte Leute, die in unvorstellbarer Not lebten.

Von dem Vorort Streljna aus konnte man die lang gestreckte Silhouette von St. Petersburg überblicken. Deutlich ragten aus dem Häusermeer die Isaak-Kathedrale und die Peter-und-Pauls-Festung heraus. Weit draußen im zugefrorenen Meer lag die Festung Kronstadt, von der aus russische Kriegsschiffe die deutschen Truppen unter Feuer nahmen.

Mitte November begann es zu schneien. Eiskalte Winde brausten über das Land und verwehten Strassen und Wege. Die Temperaturen sanken auf 30 Grad minus und tiefer. Das Brunnenwasser war einen halben Meter dick gefroren. Allmählich erstarrte alles im Frost. Wir lernten den russischen Winter von seiner schlimmsten Seite kennen. Keiner von uns war auf eine solche Kälte vorbereitet. Unsere Uniformen waren völlig unzureichend und boten keinen wirksamen Schutz vor der Eiseskälte. Wir machten uns Sorgen. Sollte der Nachschub nicht mehr funktionieren, wären wir verloren.

Die Kampfhandlungen beschränkten sich auf gelegentliche Artillerieduelle. Deutsche Eisenbahngeschütze nahmen Ziele in St. Petersburg unter Feuer, während die Russen im Gegenzug deutsche Stellungen beschossen. Zu Bodenkämpfen kam es nicht. Die Stellungen waren zu weit voneinander entfernt.

Weihnachten nahte. Eine weihnachtliche Vorfreude kam jedoch nicht auf. Zu groß waren die Entbehrungen und die Auswirkungen der Kälte. Immer öfter dachten wir an zu Hause. Zu anderen Zeiten hatte man in diesen Tagen



die Krippen und Weihnachtsbäume vorbereitet und Plätzchen gebacken. Das alles trat zu Hause jetzt sicher in den Hintergrund, denn die ungunstigen Nachrichten über den Kampf der eigenen Soldaten gegen die Naturgewalten und einen übermächtigen Gegner, erfüllten die deutsche Bevölkerung mit größter Sorge.

Am Heiligen Abend versammelten wir uns nach Einbruch der Dunkelheit in einem von den Kriegshandlungen verschont gebliebenen Saal eines Kinderheimes. Dort sollte eine Weihnachtsfeier abgehalten werden. Die Feldpost hatte mit größter Anstrengung gearbeitet, um Päckchen und Briefe aus der Heimat noch vor Weihnachten zustellen zu können. Der Kommandeur gedachte der vielen Toten, die der Krieg bis jetzt gefordert hatte. Er wünschte jedem, dass er den Krieg heil überstehe, um mit seinen Angehörigen, die in dieser Stunde bestimmt an uns dachten, ein frohes Wiedersehen feiern zu können. Das war ein gut gemeinter Wunsch, der sich für all diejenigen nicht erfüllte, die in den weiteren, immer schlimmer werdenden Kriegsjahren den Soldatentod starben und fern der Heimat ihre letzte Ruhestätte fanden.

So wurden Geschenke verteilt, die hochherzige Menschen aus der Heimat gespendet hatten. Wir waren voll des Dankes an unsere meist unbekanntesten Spender. Dann begann unter allen Anwesenden eine rege Diskussion. Alle Anspannungen der letzten Wochen waren mit einem Male wie weggewischt. Wir erzählten, wie man früher Weihnachten feierte, vom Christbaum mit seinen brennenden Kerzen, von den Geschenken, die man sich überreichte, vom mitternächtlichen Mettengang, von der Feier der Christmette mit ihrer Weihnachtsmusik, den Weihnachtsliedern, die man in der Kirche sang und vom guten Essen an den Christtagen.

Schließlich wendeten sich unsere Gedanken wieder der Wirklichkeit zu. Wir dachten an unsere Angehörigen. Ich wusste, dass meine Eltern am Heiligen Abend einen Stuhl am Tisch unbesetzt lassen würden. Er wäre für mich bestimmt und sollte Zeichen des Gedenkens und der Verbundenheit mit mir sein. Schließlich verließen wir den Versammlungsraum, um unsere Lagerstätten aufzusuchen. Bevor ich mich dorthin zurückzog, begab ich mich

noch für einige Augenblicke ins Freie, um dort die weihnachtliche Stimmung ausklingen zu lassen.

Der Mond schien von einem wolkenlosen Himmel und die Sterne sandten ihr strahlendes Licht auf die Erde hernieder. Die Schneekristalle der eisigen Schneedecke bildeten millionenfache Lichtpünktchen. Ab und zu flammte ein Nordlicht auf und huschte mit stets neuen Farbbändern über den Himmel. Es war, als ob die Himmelslichter dieser Nacht, dieser heiligen Nacht, eine besondere Weihe verleihen wollten.

Neben mir stand plötzlich ein Kamerad und blickte zum Himmel auf. Auf meine Frage, was er dort suche, antwortete er: „Den Polarstern!“ Jetzt, zur gleichen Zeit, würde seine Frau ebenfalls zu diesem Stern aufschauen, und dann wäre es beiden, als würden sich ihre Blicke dort treffen.

Unsere Weihnachtsbetrachtungen wurden immer wieder von aufsteigenden Leuchtraketen gestört und wir erinnerten uns, dass wir uns in Feindesland befanden. Im belagerten St. Petersburg lebten Hunderttausende von Menschen, die vom Hunger und der Kälte geplagt wurden und einer völlig ungewissen Zukunft ausgeliefert waren.

In den Tagen nach Weihnachten wurde es immer kälter. Es entstand eine für uns an Bedrohlichkeit kaum mehr zu überbietende Situation. Viele Kameraden erlitten schwere Erfrierungen. Dazu flammten auch die Artillerieduelle wieder auf. Durch den Beschuss der Russen erlitten wir schwere Verluste. Schließlich erfuhren wir auch von den heftigen Kämpfen an der ganzen Ostfront, von Finnland bis zum Schwarzen Meer. Ein Kriegsende war nicht abzusehen.

Dem Weihnachtsfest von 1941 folgten drei weitere Kriegsweihnachten und für mich noch Jahre der Kriegsgefangenschaft. Immer, wenn Weihnachten naht, muss ich an die Not der damaligen Zeit, aber auch an das Elend der russischen Menschen in St. Petersburg denken, denen wir durch unsere Belagerung so viel Leid zugefügt haben. Es möge uns ein gnädiges Schicksal vor einem weiteren Krieg gegen wen auch immer und für alle Zeit bewahren. *

Stimme des Friedens

Als ich unseren Speicher aufräumte, fiel mir ein kleines, schlicht gerahmtes Bildchen in die Hand. Es zeigte ein Denkmal für gefallene Soldaten des Ersten Weltkrieges. Als ich das Bild betrachtete, erinnerte ich mich an die Schilderungen meines Vaters, Max Paffrath, aus jener schrecklichen Zeit.

Es ist der 24. Dezember 1917. Mein Vater befindet sich mit seinen Kameraden der 69er Kompanie mitten im fürchterlichen Kriegsgeschehen des Ersten Weltkrieges. Die gegnerischen französischen Truppen haben sich, wie die deutschen Soldaten, in die Erde gegraben, um im Schutz der Erdmassen vor den feindlichen Granaten und Kugeln sicherer zu sein. Schon lange zieht sich der Stellungskrieg hin.

Der Himmel ist an diesem Abend sternenklar. Es ist bitterkalt. Wie viele Soldaten schiebt auch mein Vater in dieser beginnenden Heiligen Nacht Wache. Es ist zwar überall Gewehrfeuer zu hören, doch der Kampfslärm ist verhaltener als sonst.

Heilige Nacht! Vater erlebt sie nun bereits zum dritten Mal als Soldat im Nachbarland Frankreich. Er denkt an zu Hause. Wie wird es dem einsamen Vater, wie der Schwester gehen? Wie wird ihnen zumute sein?

Als mein Vater zwei Jahre alt war, starb seine Mutter. Mein Großvater versuchte nun, die Mutter einigermaßen zu ersetzen und wollte auch das Weihnachtsfest mit bescheidenen Mitteln stets schön gestalten. Nun waren beide Söhne im Krieg, der eine lag schwer verwundet im Lazarett, der andere, mein Vater, befand sich an einem besonders gefährlichen Frontabschnitt. Vaters Kompanie hatte bereits sehr schwere Verluste hinnehmen müssen. Die dreifache Anzahl von Soldaten der ursprünglichen Kompanie war bereits gefallen. Die Gefallenen wurden immer durch neue, junge, jedoch unerfahrene Soldaten ersetzt, die nervlich der Belastung nicht gewachsen waren. Sie über-



lebten häufig die ersten Tage ihres Fronteinsatzes nicht. Mein Vater hatte jedoch bisher immer Glück gehabt. Ihn hatten die allmählich erworbene Fronterfahrung und sehr viel gütiges Geschick vor schwererem Unheil bewahrt.

Vaters Gedanken kommen in die Gegenwart zurück, als er glaubt, voraus verdächtige Bewegungen zu erkennen. Er späht angestrengt durch die Dunkelheit zur französischen Linie hinüber, die nicht weit von ihm entfernt verläuft. Mitternacht muss nahe sein. Plötzlich geschieht etwas, das auf ihn und wahrscheinlich auch auf alle anderen wie ein neues Weihnachtswunder wirkt.

Auf der französischen Seite beginnt ein Sänger mit einer wunderbaren, geschulten Tenorstimme das Lied „Stille Nacht, Heilige Nacht“ in französischer Sprache zu singen. Zum ersten Mal seit vielen Jahren macht sich eine absolute Stille breit. Wie wenn man einen Stein ins Wasser wirft, setzt sich diese Stille wellenartig fort. Als das Lied endet, singt er es in deutscher Sprache. Danach stimmen auf beiden Seiten die Soldaten dieses Weihnachtslied an. Sie kommen aus ihren Löchern und Gräben gekrochen, singend oder schweigend, vereint durch die Macht der Empfindungen, die sie mit dem Wunder der Heiligen Nacht verbindet, und durch die Kraft des Liedes.

Etwa eine Stunde dauert dieses Wunder des Friedens. Irgendwann fällt dann irgendwo ein Schuss, ein zweiter folgt, und zu Beginn des Weihnachtsmorgens ist der Stellungskrieg wieder in vollem Gange. ❄

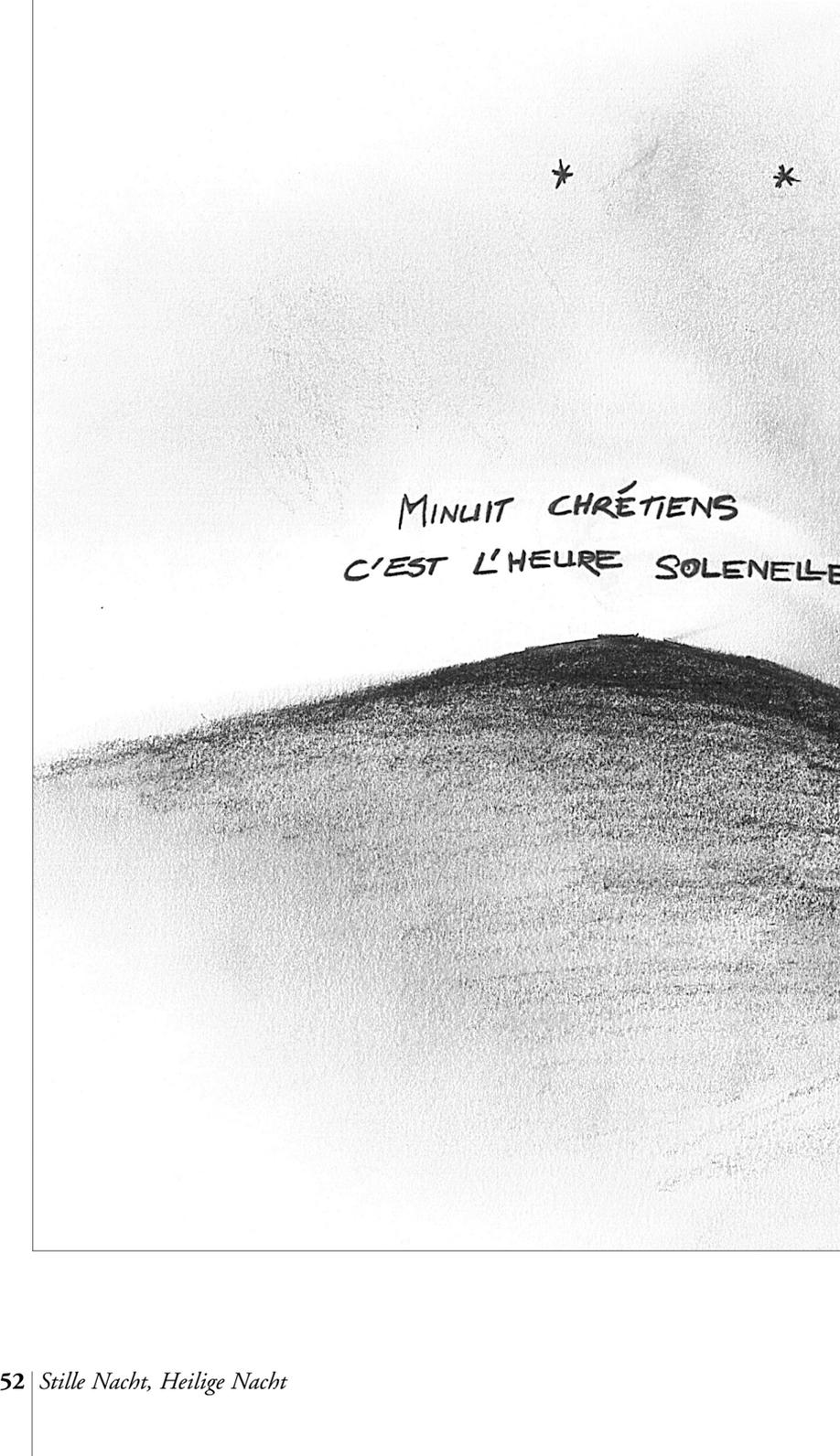
Ich nahm am Afrikafeldzug teil und hatte 1942 nachstehendes Erlebnis:

Chor der Chöre

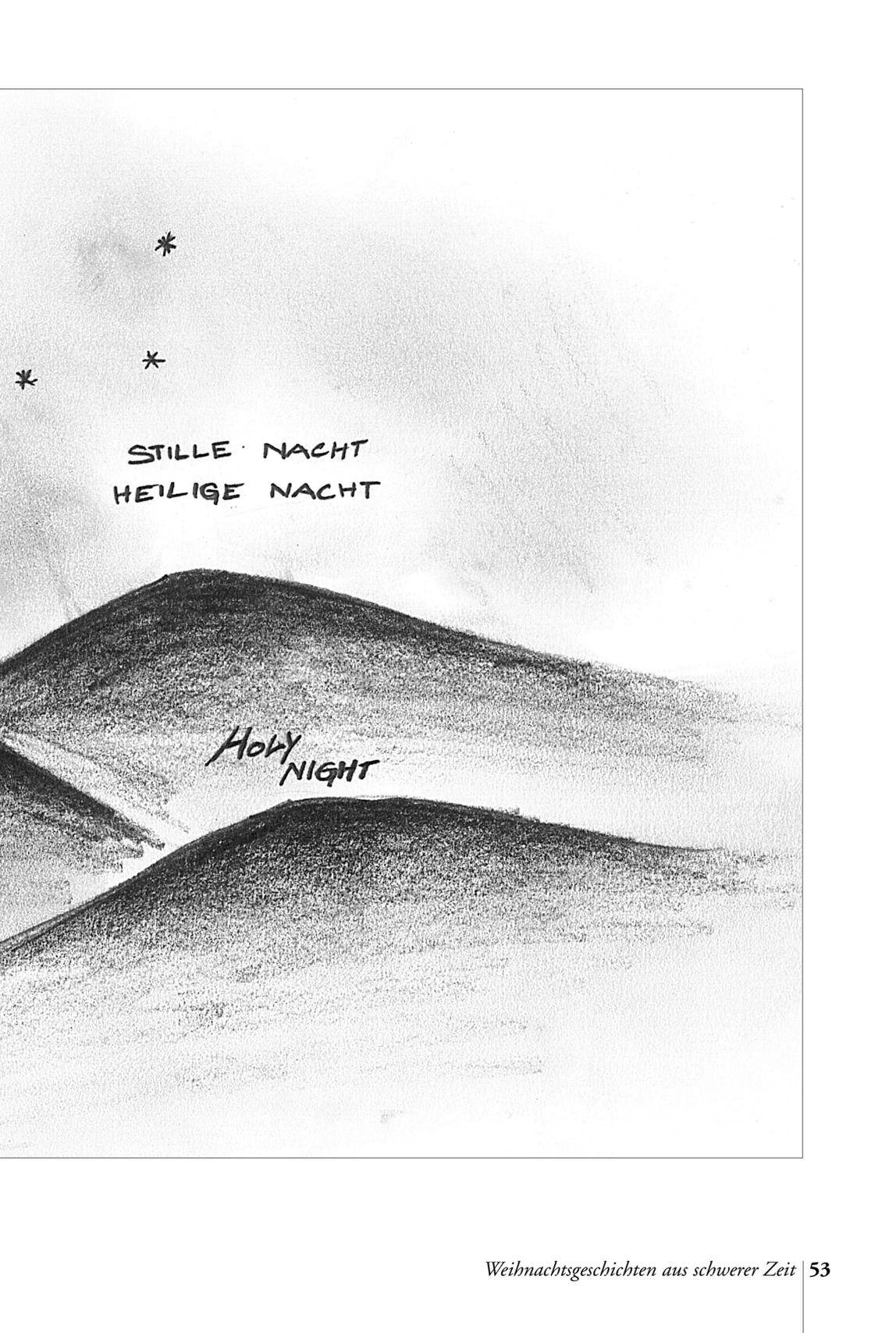
Nachdem der legendäre britische General Montgomery das Kommando über die 8. britische Armee übernommen hatte, kam die letzte von Rommel vorgetragene Offensive in Richtung Kairo zum Erliegen. Montgomery drängte das Deutsche Afrikakorps (DAK) nunmehr in die Defensive. Unsere Einheit hatte an der Mareth-Linie, etwa an der Grenze zwischen Tripolitanien und Tunesien, einen Verteidigungsgürtel aufgebaut. Dieser sollte das rückflutende DAK auffangen, um von dort aus den Widerstand gegen die Alliierten zu organisieren.

Weihnachten 1942 verbrachte meine Einheit noch in dieser Stellung an der Mareth-Linie. Hier hatte sich in den letzten Tagen der Druck der britischen und französischen Einheiten, die uns gegenüber lagen, erheblich verstärkt.

Zwischen Weihnachten und Neujahr war es in unserem Frontabschnitt ruhig. Mit Beginn des Heiligabends herrschte absolute Waffenruhe. Es sah fast so aus, als hätten beide Lager miteinander verabredet, zu Ehren des großen Festes der Christenheit die Waffen beiseite zu legen, um in Gedanken in der Heimat zu verweilen. Gegen Mitternacht ertönte plötzlich aus verschiedenen Stützpunkten unserer Linie das Weihnachtslied „Stille Nacht, Heilige Nacht“. Auf der gegenüberliegenden Seite hörten wir anschließend ganz deutlich das traditionelle, französische Weihnachtslied „Minuit chrétiens c'est l'heure solennelle“. Aus den Stellungen der Engländer hörten wir dann bald aus der Ferne, zunächst noch zaghaft, dann aber lautstark, das englische Weihnachtslied „Holy Night“. Alle drei Weihnachtschöre vereinigten sich zu einem einzigen Choral, der sich, wie um Erbarmen flehend, zum Himmel erhob und dort den gleichen Wunsch nach Frieden, Familie und Heimat erklingen ließ. In den Herzen aller wurde die gleiche Sehnsucht wach, endlich wieder daheim sein zu dürfen.



MINUIT CHRÉTIENS
C'EST L'HEURE SOLENNELLE



STILLE NACHT
HEILIGE NACHT

Holy
NIGHT

In Gedanken versunken, schauten wir zum Himmel und beobachteten die hintere Achse des hell erleuchteten großen Wagens am Sternenzelt, der uns den Weg zu unseren Heimatorten wies. So mancher dieser Männer konnte sich der Tränen nicht erwehren. In jener Nacht konnte ich kein Auge schließen, obwohl weit und breit kein Gefechtslärm zu hören war. Der Chor der Chöre war an unserer aller Ohren gedungen und ließ so etwas wie eine Schicksalsgemeinschaft aufkommen, in der sich die Soldaten verfeindeter Nationen im Geiste verbündeten. Die Sehnsucht der dort an der Front stehenden Männer nach Frieden wurde deutlich spürbar.

Ich muss bekennen, dass dies das beeindruckendste Weihnachtsfest war, das ich je in meinem Leben feierte. An jeder Weihnacht werde ich auch heute noch unwillkürlich an jenes Fest erinnert, das ich 1942 in Afrika an der Front verbrachte. ❄

Trauer um einen Feind

1948 kam ich aus französischer Gefangenschaft frei. Ich war 21 Jahre alt und stammte aus Schlesien. Nun arbeitete ich in einer Gärtnerei in Thüringen. Ein Kollege war der alte Gartenarbeiter Hanske. Bei der Arbeit sprachen wir miteinander, natürlich auch über den Krieg. Und da erzählte der Alte mir, dem Jungen, sein schwerstes Erlebnis:

„Es ist Weihnachten 1917. Wir liegen im vordersten Graben an der Westfront. Man darf nicht über den Grabenrand sehen, schon knallt es. So belauern wir uns mit Grabenspiegeln. Das Heimweh quält uns. Einer fängt an zu singen: ‚Stille Nacht, Heilige Nacht‘. Bald singen alle, so wie man eben singt, wenn man fast erstickt. Plötzlich springt unser Hauptmann aus dem Graben und geht singend zu den Franzosen hinüber. Wir denken, dass die ihn gleich abknallen werden. Aber es fällt kein Schuss. Einer nach dem anderen klettert aus dem Graben und singend geht es hinüber zu den Franzosen. Auch die Franzosen kommen und zwischen den Gräbern fallen wir uns in die Arme, lachen und weinen zugleich.

Dann feiern wir. Deutsche und Franzosen, hüben wie drüben, gemeinsam Weihnachten. Die Franzosen spendieren Rotwein. Mitleidig kosten sie unser armseliges Brot. Ich, der Älteste in unserem Graben, habe mich mit einem blutjungen Leutnant angefreundet. Er zeigt mir Bilder von seinem Schloss, er gehört zum französischen Hochadel. Und er zeigt mir das Bild seiner Mutter, die er sehr liebt und verehrt. Ich müsse ihn unbedingt nach dem Kriege besuchen. Seine Mama würde sich sehr freuen.

Damit man weiter hinten nichts merkt von der friedlichen Zusammenkunft, ballern wir vergnügt in die Luft.

In der übernächsten Nacht bekommen wir den Befehl „Fertigmachen zum Stürmen des französischen Grabens“. Wo wir uns vor zwei Tagen in den Armen

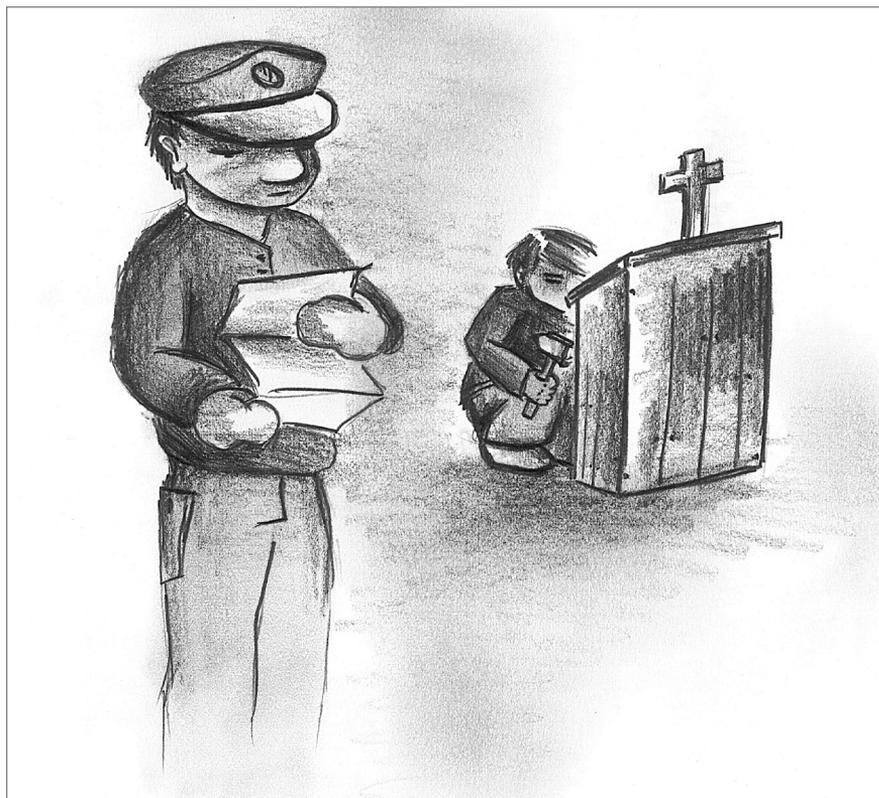


lagen, fallen wir im Nahkampf übereinander her. Vor mir taucht ein Franzose auf und hebt seine Pistole. Da renne ich ihm mein Bajonett in den Leib. Und merke, das ist mein Freund! Ich lasse die anderen stürmen und sich umbringen, es ist mir alles egal, ich bleibe bei meinem Freund. Und der bittet mich, ich möge seine Brieftasche nehmen und nach dem Krieg seiner Mutter zustellen. Es sei ein Brief drin für sie. Dann stirbt er. Er war 19 Jahre alt!“

Der Alte hört auf zu erzählen, er ist erschöpft. Dann sagt er: „Warum hat der nur die Pistole auf mich gerichtet. Ich hätte ihm doch nichts getan. Wie konnte der nur so dumm sein!“

Wir graben schweigend weiter um. Schließlich fängt Hanske erneut an: „Nach dem Krieg konnte ich die Brieftasche Madame zustellen. Dann kam ein Brief von ihr. Sie bedankte sich, dass ausgerechnet ein Deutscher sich um ihren toten Sohn gekümmert habe. Ich möge ihr die Freude machen und sie als ihr Gast besuchen. Aber ich habe mich nicht einmal für die Einladung bedankt. Ich konnte nicht hinfahren. Ich hätte der Mutter sagen müssen, dass ich ihren Sohn umgebracht habe. Versteh doch! Das konnte ich nicht.“

Ich sehe, wie der alte, starke Hanske, auf seinen Spaten gestützt, weint. Nach über 30 Jahren trauerte er noch immer um einen toten Feind, der für zwei Tage sein Freund gewesen war. Diese Trauer hat die Zeit nicht heilen können. ❄



HANS SCHÄUFLER

Christnacht von Kromy

Alle Jahre wieder, wenn es Weihnachten wird und ich ein paar Tage Zeit für mich selbst habe, blättere ich in einem Stoß vergilbter Schulhefte. Es sind meine Tagebuchaufzeichnungen aus dem Zweiten Weltkrieg. Immer wieder erlebe ich dann jene seltsame Christnacht, die erfüllt war vom geheimnisvollen Zauber des Weihnachtsevangeliums.

Ich war damals Nachrichtenoffizier einer Panzerabteilung. Nach wochenlangen, verlustreichen Kämpfen wurde diese von der Übermacht sibirischer Truppen, die die Kälte gewohnt waren, vor den Toren Moskaus aufgerieben.

Nur etwa 100 Mann unserer Einheit hatten diesen erbarmungslosen Winterkrieg lebend und gesund überstanden. Wir, die wir übrig geblieben waren, hatten den Auftrag, uns zu unserer Ausgangsstellung zurückzukämpfen und uns in Kromy, einem Städtchen südwestlich von Orel, zu sammeln.

Hier erwartete uns die Feldpost. Die Päckchen und die Briefe von zu Hause, die uns in den Wochen zuvor nicht erreicht hatten, wurden verteilt. Hier wollten wir unser erstes Weihnachten in Russland feiern. Der Divisionspfarrer war bei uns, um das Fest der Geburt des Herrn mit uns zu gestalten.

Abseits des tief verschneiten Städtchens stand auf einem flachen Hügel eine halb verfallene russische Kirche. Es war ein orientalisch anmutender Bau, mit fünf seltsam gewundenen Zwiebeltürmen. Die Kommunisten hatten 1917 bei der Oktoberrevolution das Gewölbe gesprengt. Später wurde das Gotteshaus als Getreidespeicher verwendet. Der Schnee lag kniehoch im Innenraum, Eiszapfen hingen aus den leeren Fensterhöhlen und Raureif bedeckte die zerschundenen Wände. Wir stellten in dem verschneiten Kirchenrund, direkt unter dem grauen Schneehimmel von Russland, zwei Fichten auf und schmückten sie mit Kerzen und Lametta aus den Weihnachtspäckchen von unseren Lieben. Aus rohen Brettern zimmerten begeisterte junge Soldaten einen klobigen Altar und eine primitive Kommunionbank. Während wir hämmerten und sägten, kam ein aufgeregter Melder und handigte mir einen „dringenden Funkspruch“ aus. Dieser lautete: „Kosakenregimenter im Anmarsch auf Kromy – rege Partisanentätigkeit in der Stadt – laut Agentenmeldung bereiten reguläre russische Truppen, in Zivil verkleidet, Angriff vor und leiten ihn von hier aus.“

Hart und doch irgendwie feierlich hallten die dumpfen Hammerschläge durch das zum Himmel hin geöffnete Kirchenschiff. Sollten alle diese Vorbereitungen umsonst gewesen sein? Wenn ich den Funkspruch jetzt an meinen Kommandeur weitergab, dann mussten wir unverzüglich die Stellungen vor der Stadt besetzen, um den angekündigten Angriff in der Heiligen Nacht abzuwehren. Nein! Ich wollte, ich konnte nicht glauben, dass die Russen gerade in den nächsten zwei Stunden kommen sollten. Das durfte ich

meinen Kameraden, die sich mit mir so sehr auf diese eine besinnliche Stunde freuten, nicht antun. So drängte ich alle Bedenken zurück und steckte wortlos den Funkspruch ein. Mein ehemaliger Kommandeur möge mir heute verzeihen.

Früh kam die Nacht. Wir stellten Posten rund um die Kirche auf, um vor Überraschungen sicher zu sein. Die übrig gebliebenen 80 Mann verloren sich in dem weiten Rund der russischen Kirche. Andächtig lauschten wir der Heiligen Messe. Es bot sich uns ein eigenartiges Bild. Angestrahlt von den flackernden Kerzen der beiden Christbäume stand unser Feldgeistlicher am schmucklosen Altar. Lautlos schwebten die Schneeflocken durch das zerrissene Kirchengewölbe und legten sich behutsam auf die Schultern der feldgrauen Ministranten, auf das Messgewand des Priesters und auf die Zweige der geschmückten Fichten. Als ich mich einmal umdrehte, um in die Gesichter der wenigen Soldaten zu schauen, glaubte ich meinen Augen nicht zu trauen. Kopf an Kopf standen die Einwohner von Kromy hinter uns. Es waren bärtige Männer mit Rindensandalen an den mit Lumpen umwickelten Beinen, Frauen in abgeschabten Schafpelzen und dunklen Kopftüchern. Aber noch nie in meinem Leben hatte ich so schöne, so gläubig verklärte Gesichter gesehen. Wie lange mochte es schon her sein, dass diese gequälten Menschen an einem Gottesdienst hatten teilnehmen können?

Diese Männer und Frauen von Kromy konnten die Worte des Weihnachtsevangeliums, das von einem Kameraden mit fester Stimme vorgetragen wurde, wohl kaum verstehen. Dennoch hörten sie die frohe Botschaft heraus. Tränen rannen über ihre besorgten, von Hunger und Krieg gezeichneten Gesichter. Das „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden“ leuchtete aus ihren Augen. Mein Blick glitt von Gesicht zu Gesicht. Da entdeckte ich plötzlich in einer dunklen Ecke eine Gruppe von jungen russischen Männern. Sie hatten trotzig die Pelzmützen auf dem Kopf und lehnten, ohne Teilnahme an dem heiligen Ritual, an der Wand. Ich sah in Augen voll unheimlichen Hasses, Augen, wie man sie nie mehr vergisst. Ich bemerkte eine hohe, schlanke Gestalt mit scharf geschnittenem Gesicht und intelligentem Blick. Wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf – der Funkspruch! Glühend heiß rann es mir den Rücken hinunter. Unentwegt musste

ich den auffälligen Mann inmitten der Gruppe, die nicht zu dieser Stunde passte, ansehen. Er musste der Anführer dieser Leute sein.

Ein Mütterlein mit schneeweißem Haar, den Rücken von der Last der Jahre gebeugt, kniete bei der Wandlung aufschluchzend im Schnee und schlug mit zittriger Hand das Kreuzzeichen. Die jungen Russen standen immer noch im Halbdunkel, aber mir schien es fast, als blickten die Gesichter nicht mehr so teilnahmslos. Als wir dann paarweise von der Kommunionbank zurückschritten, sah ich auch das spöttische Lächeln nicht mehr. Dann geschah etwas Seltsames. Der Feldgeistliche erteilte den Segen. Er schlug das Kreuz des Erlösers mit klammen Händen über die im Schnee kniende Schar, über Russen und Deutsche, über Freunde und Feinde. Da nahm der auffällige Mann in der Mitte der Gruppe, da alle knieten, konnte ich jetzt sehen, dass er gut geschnittene Offiziersstiefel unter dem unförmigen Pelzmantel trug, umständlich die Pelzmütze ab und senkte den stolzen Kopf. All die jungen Männer folgten seinem Beispiel, zwar zögernd, doch ohne Ausnahme.

Zwei Mundharmonikas stimmten das Weihnachtslied an. „Stille Nacht, Heilige Nacht“ hallte es wider von den schneeglitzernden Wänden. Der Wind trug die innige Melodie durch das offene Kirchengewölbe hinaus zu den Kameraden, die dort auf Wache standen. Eine Wolke weißen Atems stand über der festlichen Menge und verlor sich im dunklen Gewölbe. Langsam leerte sich das Gotteshaus. Ich verließ es als letzter. Draußen trat mir der Mann mit den Offiziersstiefeln entgegen. Er war allein. Er sah mir lange schweigend in die Augen. In seinem Blick war ein eigenartiger Glanz. Dann sprach er in holprigem Deutsch, mehr zu sich selbst als zu mir, feierlich und bedächtig, wie man einen Eid spricht: „Christ ist geboren!“

Dann küsste er mich, wie es im alten Russland Weihnachtsbrauch war, auf beide Wangen. Wir drückten uns fest und lange die Hand. Ich verstand ihn, obwohl er kein Wort mehr sagte. Dann ging er sicheren Schrittes hinaus in die Nacht. Er nahm nicht den ausgetretenen Pfad zum Ort, nein, er ging mitten durch den knietiefen Schnee. Er bahnte sich einen eigenen Weg. Schritt für Schritt stapfte er geradeaus, ohne sich umzuschauen, hinein in das Dunkle, einem Licht entgegen. *

Kriegsweihnacht 1944 in Russland

Im September 1944 wurde ich in Danzig-Gotenhafen eingeschifft. Nach drei Tagen Fahrt auf hoher See ging es über Libau weiter nach Windau als Nachschub für die eingeschlossene Kurlandarmee. So war ich nun schon fast drei Monate in diesem Hexenkessel an der Front und hatte eine lange Zeit mit viel Grauen und Schrecken hinter mir. Doch bisher hatte ich Glück gehabt und war als Drittletzter meiner Gruppe übriggeblieben.

Das Weihnachtsfest nahte. Wir führten einen Stellungskrieg und lagen in einem festen Grabensystem. Nur 150 Meter gegenüber waren die russischen Stellungen. Zwischen den Fronten hatten die Pioniere Minen gelegt. So konnten wir nur nach Einbruch der Dunkelheit unsere Stellung beziehen und mussten uns dann vor Anbruch des Tages wieder unter die Erde verkriechen. Da saß man nun die ganze Nacht allein in seinem Erdloch. Der nächste Posten war mindestens 50 Meter entfernt. Vier Wochen zuvor war ich 18 Jahre alt geworden. Eigentlich sollte das Leben doch noch vor mir liegen.

Es war in der Heiligen Nacht verhältnismäßig ruhig zwischen den Kampflinien, bis dann nach Mitternacht die russische Propaganda aus großen Lautsprechern zu uns herüberschallte:

„Hier spricht das Nationalkomitee Freies Deutschland. Heute ist Heiligabend. Deutsche Soldaten, der Krieg ist für euch verloren, kommt zu uns. Bei uns habt ihr satt zu essen und eine warme Stube. Ihr werdet gut behandelt.“

Sie hatten irgendwo eine alte Schallplatte aufgetrieben und leicht verzerrt sang dann ein deutscher Chor das Lied von der Stillen Nacht. Dieses wiederholte sich noch mehrmals in dieser Nacht. Mir lief jedes Mal, wenn die Melodie erklang, ein kalter Schauer über den Rücken. Es war gespenstisch zu hören, wie die Töne von der Stillen und Heiligen Nacht hier bei tiefster Dunkelheit so zwischen den Fronten verhallten. Ich hatte Tränen in den

Augen und dachte an die Lieben daheim. Was sollte man tun? Man konnte ja mit niemandem reden, weil man ganz allein in seinem Erdloch hockte. Es war alles so aussichtslos, aber ich wollte noch nicht sterben. Ich war doch noch so jung und hatte noch nicht viel gehabt vom Leben. Ich hatte Angst, Angst um mein Leben und meine Gesundheit und brachte auch nicht den Mut auf, den russischen Vorschlag zu befolgen und überzulaufen.

Aber acht Tage später war dann auch ich an der Reihe. Auf einem Spähtrupp wurde ich schwer verwundet und war dann nach der Amputation nicht mehr kriegsverwendungsfähig. Nachdem ich nach drei Tagen auf hoher See wieder in Gotenhafen ausgeschifft wurde, kam ich nach Posen ins Lazarett. Fern der Heimat habe ich das Kriegsende erlebt und bin erst Weihnachten 1945 wieder in meiner Heimatstadt Braunschweig angekommen.

Obwohl all dies nun schon so viele Jahre zurückliegt, werde ich diesen Heiligen Abend in meinem ganzen Leben nie vergessen. *



Kleine Spieldose im Schützengraben

In der langen Wartezeit vor Weihnachten denke ich manchmal an meine kleine Spieldose zurück. Ich erhielt sie als Abschiedsgeschenk, als ich mit einigen anderen Schulkameraden meiner Klasse in den Krieg ziehen musste. Man brauchte uns als Luftwaffenhelfer, schließlich war man der Meinung, Berlin vor den feindlichen Bombern zu beschützen sei wichtiger als jeder Schulabschluss, den wir ja außerdem auch in Berlin bekommen könnten.

Meine heimliche Schulfreundin steckte mir ein Geschenk zu, als wir Abschied nahmen. Sie tat das so vorsichtig, dass es niemand aus der Klasse merkte. Es war eine entzückende kleine Spieldose, die sie selbst zu Weihnachten bekommen hatte, als sie noch ein kleines Kind gewesen war. Jetzt brachte sie es über sich, sich von ihr zu trennen. Sie schenkte sie mir als Zeichen ihrer Zuneigung. Ich hätte sie vor Freude dafür am liebsten vor der ganzen Klasse in die Arme genommen, doch mir fehlte der Mut. Die Spieldose aber wurde mir ein treuer Begleiter bis fast zum Ende des Krieges.

Diese Spieldose sah nun aber nicht nur so schön aus und konnte nicht nur ein so schönes Lied spielen, noch viel mehr war mit ihr verbunden. Die heimlichen kurzen Blicke auf der Schulbank, ein flüchtiger Händedruck beim Nachhausegehen, ein zärtliches Umarmen nach einer Geburtstagsfeier und zuletzt ein langer Abschiedskuss, mit dem sie mir wohl sagen wollte: „Vergiss mich nicht, wenn du in der Fremde bist und denke daran, weshalb ich dir diese Spieldose schenke! So schnell wie das kleine Liedchen abgespielt und verklungen sein wird, so schnell wird auch die Zeit vergehen, bis wir uns wiedersehen.“ Das gab mir Zuversicht und Hoffnung und ich war froh, einen Talisman zu haben, der mir bestimmt Glück bringen würde.

Die kleine Spieldose nahm ich überall mit hin. Wenn wir in der Unterkunft die Adventskerzen anzündeten, spielte sie uns mit ihren zarten Klängen das schönste aller Weihnachtslieder: „Stille Nacht, Heilige Nacht“. Wir saßen

andächtig und träumten von daheim. Wenn wir oben auf dem Hochstand hinter dem Flakgeschütz sitzen mussten oder in Bereitschaft standen, um jeden Augenblick die auf Berlin anfliegenden Bomber abwehren zu können, vermissten wir sie schon.

Am Heiligen Abend war das anders. Hinter der Brüstung, wo Kisten voller Granaten standen, hatte jemand meine Spieldose aufgezogen. Nun ließ sie in der Dunkelheit, in der einer den anderen kaum sehen konnte, das Weihnachtslied „Stille Nacht, Heilige Nacht“ erklingen. Nur einmal ganz kurz wurde es durch einige Tack-tacks eines entfernten Geschützes unterbrochen. Den meisten von uns stiegen die Tränen in die Augen, weil wir so etwas noch nie erlebt hatten. Das war verständlich, denn wir alle waren doch kaum älter als fünfzehn Jahre. Eigentlich waren wir noch viel zu jung für diesen Krieg.

Auch den älteren Soldaten, die schon so viel gesehen hatten, ging es nicht anders. Bald summten die ersten das Lied meiner Spieldose mit, das in der Stille der Nacht weit zu hören war. Dann aber sangen alle „Stille Nacht, Heilige Nacht“. Egal, ob sie am Geschütz oder in Bereitschaft waren, ob sie den Himmel nach Flugzeugen ableuchteten oder Telefondienst hatten. Sogar von den Nachbarstellungen hörte man es erklingen, denn jemand hatte dort angerufen. Dabei hielt er den Hörer so dicht an die Spieldose heran, dass ihr Klang durch das Telefon weithin übertragen wurde und auch dort die Kameraden zum Mitsingen anregte. Ich wüsste gerne, wer alles an diesem Heiligen Abend dem Klang meiner kleinen Spieldose lauschte und wie viele mitsangen. Ich bin sicher, dass wir in unserer Stellung nicht die Einzigen waren. An diesem Abend blieb es in Berlin ruhig. Das lag wohl daran, dass „Stille Nacht, Heilige Nacht“ nicht nur in Deutschland gesungen wurde.

In dieser Weihnacht dachte ich an die Soldaten in Stalingrad, denen nicht beschieden war, den zarten weihnachtlichen Klängen einer Spieldose zu lauschen. Die Musik, die sie dort hörten, war eine andere. Sie wurde vom Tod gespielt! Manch einer, der vielleicht auch nicht viel älter war als ich und der auch nicht freiwillig nach Russland gegangen war, hörte seine grausame Melodie! Das Heulen der Granaten, das Zischen der Geschosse, das Schreien



der Verwundeten und die verzweifelten Gebete der Sterbenden auf beiden Seiten. Es war ein grausames Lied und es war nicht das Lied der kleinen Spieldose.

Als ich dann später noch einmal in den Krieg ziehen musste, packte ich die Spieldose zusammen mit einem kleinen Fotoapparat und mit einem guten Vorrat Winteräpfeln in einen Pappkoffer. Das war neben ein paar Schulbüchern und einigen Erinnerungsfotos alles, was ich mitnahm. Die Äpfel, die mich an unseren Garten erinnern sollten, waren sehr schnell aufgegessen, aber die Spieldose und der Fotoapparat begleiteten mich noch lange Zeit. Sogar hoch oben am Skagerrak, in einer kleinen Unterkunft, erklang ihr Lied

und erinnerte die Kameraden an die Heimat und mich an meine heimliche Verehrerin. Ich kann sie bis heute nicht vergessen, obwohl eines Tages die Zeit für meine Spieldose abgelaufen war.

Nachdem ich später im Kampf um Berlin von russischen Soldaten gefangen genommen worden war, gelang mir zunächst die Flucht. Aber bald schon stand ich wieder russischen Soldaten gegenüber. Von ihnen wurde ich zum Glück fair behandelt. Sie gaben mir sogar Tabak, Brot und Wellfleisch. Ich muss ihnen wohl Leid getan haben, weil ich noch gar so jung war. Vielleicht mussten sie auch an ihre eigenen Söhne denken, denn sie ließen mich am nächsten Morgen laufen. Beim Abschied sagte einer von ihnen zu mir: „Wojna kaputt, Hitler kaputt, charascho, jetzt du zu Matka gehen“.

Dass er mir die Freiheit schenkte und mich mit einem Klaps auf die Schulter verabschiedete, beeindruckte mich so sehr, dass ich ihm als Dank meine kleine Spieldose schenkte. Ich dachte: „Die brauchst du jetzt nicht mehr, weil du doch gesund bist und den Krieg überlebt hast. Der Russe, der dir die Freiheit gegeben hat, wird sicher auch Kinder oder Enkel haben, denen er, wenn er endlich auch aus dem Krieg heimkehren wird, etwas aus Deutschland mitbringen möchte.“

Dass meine Spieldose dann irgendwo im fernen Russland auch wieder jemandem Freude bereiten könnte, tröstete mich über den Verlust hinweg. Es war ja eigentlich ein Geschenk für mich. Nun hatte ich es an den fremden Soldaten, der gut zu mir war, weitergereicht, und ich hoffe, dass sie auch ihm Glück gebracht hat. ❄

KAPITEL II

*Kriegsgefangenenweihnacht
im Westen*

Gekicher der Hyänen

Kurz vor Weihnachten, wir waren mit 1 000 Soldaten, zumeist Fallschirmjäger, im Kriegsgefangenenlager zwölf Kilometer östlich von Algier/Algerien am Rande einer riesigen Kiesgrube eingesperrt. Neben unserem Lager befand sich das Lager 211 mit gefangenen deutschen Seeleuten sowie die Lager italienischer Badoglio-Truppen und gefangener „Schwarzhemden“ Mussolinis. Nach Westen hatten wir aufgrund erhöhter Hanglage freien Blick nach Algier.

In unserem Zelt, wir waren zu viert, hing jeder seinen Gedanken nach. Gespräche kamen kaum zustande und falls doch, drehte es sich um Haus und Hof, Frau und Kinder, Braut und Freundin, Leben und Gesundheit. Nachrichten aus der Heimat kamen nur spärlich. Auch am 23. Dezember 1944 warteten wir wieder vergeblich auf Post. Ich konnte mit keiner Zeile rechnen, weil niemand aus der durch Kriegseinsatz und Dienstverpflichtung auseinander gerissenen Familie wusste, wo ich nach dem Lazarettaufenthalt abgeblieben war. Ich galt für alle Angehörigen seit Juni 1944 als vermisst.

Wir mussten nicht hungern. Das Rote Kreuz in Genf hatte für die nächsten Tage eine Kontrolle der Gefangenenlager angesagt. Unser Koch konnte durch eine Wette mit dem Chef des englischen Verpflegungslagers 100 Kilogramm Mehl ergattern. Aber wie sollte Weihnachtsstimmung bei uns aufkommen? Schnee sahen wir vom Lager aus nur auf einem etwa 60 Kilometer entfernten Ausläufer des Atlasgebirges liegen und an einen Weihnachtsbaum war schon gar nicht zu denken. Nur eine Kerze, die ein Zeltinsasse für eine Federzeichnung unseres Lagers bei einem Wachposten eingetauscht hatte, erleuchtete, auf einen leeren Kekskanister gestellt, am Abend unser Zelt. Um diese Kerze wurden wir beneidet. Von Zeit zu Zeit schaute jemand aus den Nachbarzelten zu uns herein. Zum Plaudern hatte jedoch keiner von uns Lust. Unser Zeichner zeichnete, zwei Kameraden schrieben die übliche erlaubte Monatskarte in die Heimat und mir kamen Gedanken an ein Mädels, die ich in einem Gedicht festhielt.

Am nächsten Morgen, Heiligabend, war die Kerze erloschen. Nur ein kleiner zerlaufener Rest erinnerte uns an die Trostlosigkeit unserer Lage. Wie sollte der Tag weitergehen? Für nichtweihnachtliche Aufregung war bald gesorgt. Moll und Maurer, zwei ältere Kameraden, hatten sich im Lager umherlaufende Ratten gefangen, mit Halsband und Leine versehen und führten ihre Haustiere in Richtung Algier spazieren. Zweck der Übung? Als „geistig verwirrt“ anerkannt hofften sie von der Rot-Kreuz-Kommission nach Deutschland zurückgeführt zu werden. Zu ihrem Pech wurden sie von Franzosen geschnappt und landeten nach einer Tracht Prügel am Spätnachmittag wieder im Lager.

Zu unserer Überraschung gab es als Abendessen Nudeln mit Speck. Wir fragten uns, wo bloß der Speck herkam. Die Antwort erfuhren wir schnell. Unser Küchenchef hatte mit dem Koch der „Schwarzhemden“ einen Teil seines Wett-Mehls gegen Büchsenfleisch getauscht. Unser englischer Wachposten war zwar in heller Aufregung, konnte aber den Tausch über die Stacheldrahtzäune hinweg nicht verhindern. Dies sollte aber nicht die einzige Überraschung am Heiligabend sein. Nachdem die Sonne hinter Algier untergegangen war und wir uns in der milden Winternacht nach dem opulenten Mahl noch die Füße vertraten, ertönte in der klaren Sternennacht, erst verhalten, dann immer lauter und klarer, das „Ave Maria“ von Franz Schubert.

Schlagartig herrschte eine ergreifende Stille in allen vier Lagern, die noch lange Zeit nach Beendigung des Gesangs anhielt. Manch einer der hartgesotenen Fallschirmjäger wischte sich verschämt eine Träne von der Wange. Zerrissen wurde diese feierliche Stille durch eine Meute Hyänen, die mit lautem Gekicher durch die Lagerstraße rannten. Dass die Tiere ihr Lager in der Kiesgrube hatten, wussten wir. Aber mussten sie ausgerechnet heute unsere andächtige Ruhe stören? *

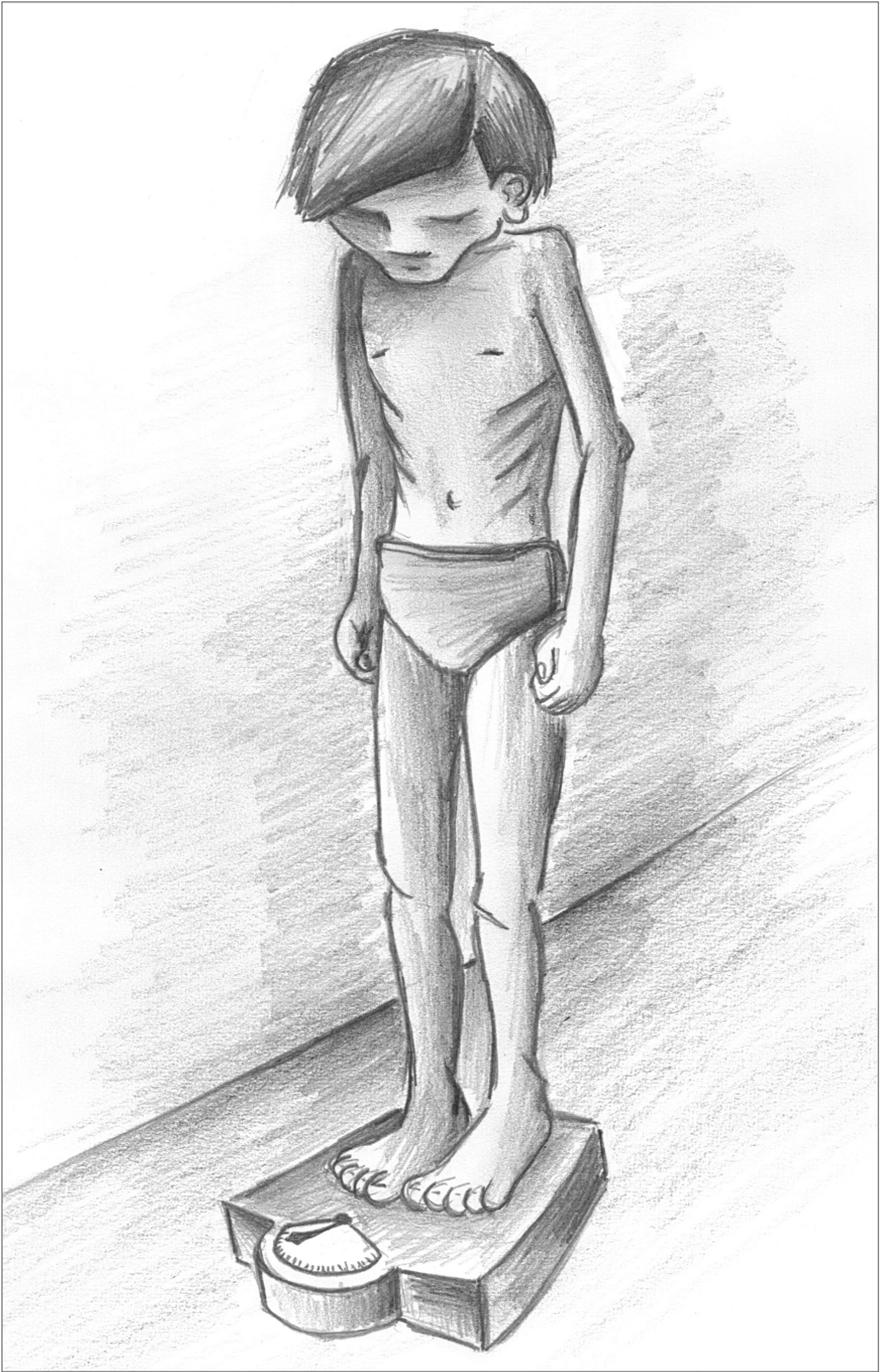
Die rettende Suppe

Heiligabend 1945. Wir saßen mit etwa acht Mann um den bullernden Kanonenofen in der Revierbaracke. Die anderen lagen auf ihren Strohpritschen. Sie waren zum Teil zu schwach, um aufzustehen. Seit Anfang November vegetierte ich dahin.

Im Mai waren wir hierher transportiert worden in Güterwagen, in denen noch zentimeterdick der Kohlenstaub lag. Ich war in Deutschland am Main durch amerikanische Truppen in Gefangenschaft geraten. Diese hatten uns durch mehrere Hungerlager transportiert, nach Südfrankreich gebracht und uns dort an meinem 18. Geburtstag an die Franzosen übergeben. Obwohl wir jetzt etwa 200 Kilometer südlich von Bordeaux waren, war es draußen empfindlich kalt. Ausgemergelt, wie wir waren, setzte uns die Kälte besonders zu.

Ich war lange von meinen Kameraden getrennt und war durch mehrere Arbeitslager geschleppt worden. Wir mussten Bäume fällen und zersägen. Das Schlimme war, dass die Wälder absichtlich in Brand gesteckt worden waren. Der Boden war bedeckt mit schwarzer Asche und bei jedem Axthieb wurde sie wieder aufgewirbelt. Durch Hungerruhr, die ungewohnt schwere Arbeit und völlig ungenügende Ernährung waren alle total abgemagert und entkräftet. Da bekam ich Fieber und wurde mit ein paar anderen Kameraden in das regionale Hauptlager Sore gebracht. Dort wollte ich aber auf keinen Fall bleiben, denn ich hatte hier schon früher schlechte Erfahrungen gemacht.

Der deutsche, noch relativ junge Lagerarzt erschien und stellte mich auf eine Waage. Ich sah nur noch, wie er die Stirn runzelte, dann wurde ich bewusstlos und fiel um. Als ich aufwachte, lag ich im Revier auf einer Pritsche. Ich hatte eine doppelseitige Lungenentzündung und permanent hohes Fieber. Vieles habe ich in der Folgezeit deshalb nicht richtig wahrgenommen. Ich habe auch einmal im Fieberwahn einen „Fluchtversuch“ gemacht und wäre dabei beinahe erschossen worden. Aber das hat man mir erst später alles erzählt. Ich weiß nur, dass sich der deutsche Lagerarzt sehr um mich geküm-



mert hatte, aber er konnte keine Medikamente herbeizaubern. Nach der Krankheit wog ich noch 39 Kilo. In den vergangenen Monaten waren jede Woche mehrere Kameraden verhungert. Aber dann hatte ich Anfang Dezember Glück! Neben mir lag für einige Tage der deutsche Koch der französischen Unteroffiziersküche. Wir bekamen jeden Monat zwei kleine Päckchen Tabak, die ich natürlich gegen Lebensmittel eintauschte. Da er die Verpflegung aus der Lagerküche nicht benötigte, aber gerne rauchte, hatte er seine Abendsuppe gegen ein Päckchen Tabak eingetauscht. Dieser Kamerad war aber auf ein Arbeitskommando versetzt worden, und da bot er mir, ich hatte wohl sein Mitleid erregt, den gleichen Tausch an. Meine Freude war unbeschreiblich!

Nun saßen wir hier, so gut wie niemand hatte bis jetzt irgendeine Nachricht von zu Hause erhalten, und machten uns so unsere Gedanken. Das wichtigste Thema war natürlich der Fresspott! Es hatte zu Weihnachten für jeden eine Flasche Leichtbier gegeben, die ich aber sofort gegen eine Scheibe Brot eingetauscht hatte. Nun ging langsam unser Holzvorrat zu Ende, als die Tür aufging und eine Gruppe von Kameraden aus den anderen Baracken erschien und Holz, das sie in den gerodeten Wäldern für uns sammeln mussten, herbrachten. Das war die erste Weihnachtsüberraschung.

Kurz danach kam für mich persönlich die zweite. Der bereits erwähnte Koch erschien, kam direkt zu mir und fragte mich, ob ich auch das zweite monatliche Päckchen Tabak für die täglich Mittagssuppe tauschen wollte, denn sein anderer Tauschpartner war auch nicht mehr da. Das war für mich mehr als eine Bescherung, denn es bedeutete meine Rettung. ✱



GERHARD HAUCK

Feuerschweif am Himmel

Ich bin gerade 18 geworden. Es ist schon das zweite Weihnachtsfest, an dem ich die Uniform trage. Eine Uniform ist es jetzt nicht mehr, die Lumpen erinnern nur noch daran und ich friere darin. Es ist der 24. Dezember 1944. Ich bin der Jüngste im Zelt und habe das Schlimmste überstanden. Die Bombennächte in der Heimat, das Chaos des Rückzugs in Frankreich, Belgien und Holland, den Anblick der Toten und Verwundeten. In den Ohren habe ich immer noch das Schreien der getroffenen Pferde unseres Kosakenbataillons bei einem Tieffliegerangriff und das Pfeifen der Querschläger im Wald, in dem ich in Gefangenschaft geriet.

Auch die Höllenmonate im Lager von Dieppe unter freiem Himmel bis Mitte November sind vorbei. Nur das Trauma von Kälte, Hunger, Läusen, Durchfall und Krätze verfolgt mich noch immer.

Aber ich habe das alles hinter mir. Der Wahnsinnskrieg, der auch mein Leben in große Gefahr gebracht hat, ist für mich vorbei. Ich glaube auch nicht mehr an den Endsieg. Darüber war der Offizier, der mich im Durchgangslager nach der Entlausung in England verhörte, erstaunt. Er meinte, dass in meinem Alter doch alle noch daran glauben. Ich war schon zuhause gegen die Lügen der Propaganda geimpft worden.

Nun habe ich mich in einem Zehnerzelt unter lauter Gleichgesinnten wiedergefunden. Das hatte man wohl auch so beabsichtigt. Es ist sogar einer von einer „Bewährungseinheit“ dabei, der vom KZ erzählt. „Wir sind die Moorsoldaten ...“, singt er uns vor. Auch ich erzählte mit zugeschnürter Kehle, welches Grauen ich empfunden hatte, als ich einen Jungen in meinem Alter in SS-Uniform an einem Baum an der Straße hängen sah. Er hatte ein Schild auf der Brust, auf dem stand: „Ich habe den Führer verraten.“

Allerdings geht es uns auch hier nicht sonderlich gut. Auch mit dem Hunger ist es immer noch nicht ganz vorbei. Die dünne Haferflockensuppe und der Blechteller mit Eintopf können die Löcher der letzten Zeit nicht stopfen. Ich bin froh, heute Essenholer zu sein, der den Suppeneimer auskratzen darf und die Brotkrümel ergattern kann, die beim Teilen entstanden sind.

Die Zählung ist früher als sonst und es geht viel schweigsamer zu. Irgendwer hat am Tor eine Kiste mit einer Stechpalme hingestellt. Ein englischer Weihnachtsbaumersatz? Ein paar Kerzen deuten darauf hin. Der deutsche Lagerführer spricht von Frieden und Heimat und die Kerzen flackern zaghaft vor dem Hintergrund aus Stacheldraht und dunklem Wolkenhimmel. Als wir „Stille Nacht“ singen, laufen meinem Nachbarn die Tränen über das Gesicht. Ich habe später oft an diese Tränen gedacht. Er war ein Bauer und Familienvater aus Masuren. Als es Nacht wurde, kam noch ein „Gruß“ aus der Heimat. Es war nicht der friedensverheißende Stern, sondern eine V1, die mit ihrem Feuerschweif über das Lager flog. ❄

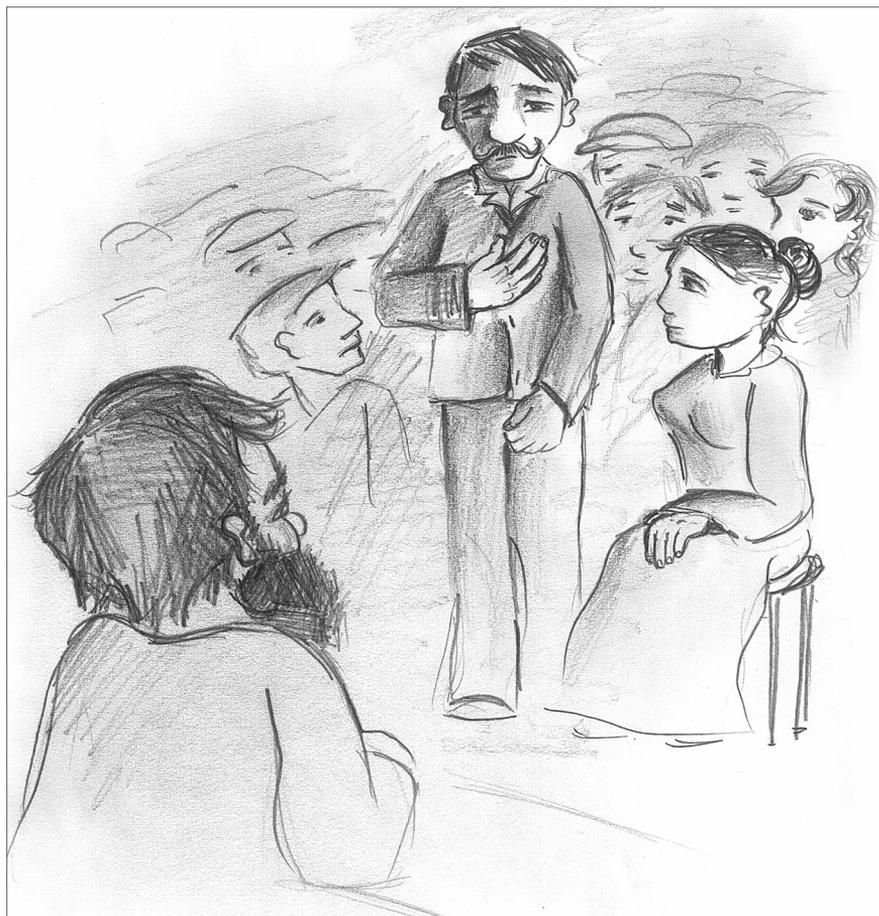
Von Hirten und Partisanen

Die Weihnachtsfeier hatte den Bürger- und Schulmeister in jenem armen Nest fast sein Amt gekostet. Sein Dorf lag in den Bergen am Ende der Schlucht, in das sich höchst selten jemand verirrte. Fremde kannte man kaum in diesen Bergen. Es kam vor, dass eine Tochter aus dem Dorf ihren Freund oder Ehemann aus Marseille oder Paris einmal in dieses Tal mitbrachte. Manchmal kam auch einer der aus dem Tal Abgewanderten für wenige Tage zurück, um den anderen zu zeigen, wie primitiv sie noch lebten.

In den letzten Jahren war es noch schlimmer geworden. Das Tal, seine Berge, die Passhöhe und die Schluchten waren zu einem Zentrum für Partisanen geworden. Nur wer im Tal und in den abgelegenen Gehöften zu Hause war, konnte einigermaßen sicher sein. Fremden begegnete man misstrauisch. Ein fremdes Gesicht konnte entweder ein Spitzel oder ein Partisan aus einer anderen Region sein. Fremden Menschen zu begegnen war gefährlich geworden.

Seit einigen Monaten hatte sich das Bild in diesem Partisanendorf erneut völlig verändert. Mehr als fünfzig fremde Männer lebten jetzt im Tal und auf den abgelegenen Berggehöften. Sie kamen als Kriegsgefangene in die Steinhütten der Bauern, lebten nun mit ihnen in ihrer Armut und schufteten auf den kargen, steinigen Terrassenfeldern. Sie ernteten mit ihnen in den Kastanienwäldern die Maronen, hüteten Schafe und Ziegen und gruben mit dem Spaten die Äcker um, weil es fast keine Zugtiere mehr gab. Die Fremden, die einstmals Feinde gewesen waren, lebten jetzt in den eigenen Häusern, am Tisch der Familie, unter einem Dach mit den ehemaligen Partisanen.

Die neue Lage war mehr als ungewöhnlich, in einigen Häusern geradezu brisant. Wer wusste schon, wie man mit diesen Fremden umgeht? Durften sie sonntags in der Kirche mit den Einheimischen gemeinsam an der Messe teilnehmen und was hatten am Ende die vielen Protestanten unter den Gefangenen im katholischen Gottesdienst der Einheimischen zu suchen?



Als schließlich der alte Partisanenführer einen Beschluss im Gemeinderat durchsetzen wollte, dass Gefangene sonntags die öffentlichen Straßen nicht betreten dürften, regte sich ein erster Widerspruch einiger Bauern. Wie sollte man mit diesen Menschen umgehen, wer setzte die Normen für die Behandlung dieser Fremdlinge, die ehemals Feinde gewesen waren?

Und dann wagte er es, im Dorf ein Zeichen zu setzen, er der Schulmeister, Bürgermeister und einzige Protestant, er, der selbst Fremder unter diesen Bauern war und den Hass der alten Partisanen und der Patrioten kannte. Er bereitete für alle Gefangenen aus dem ganzen Dorf eine Weihnachtsfeier im Schulhaus vor. Er selbst hatte einen Hammel gekauft, trotz der Rationierung

Brot besorgt und die Geächteten und Ausgestoßenen, die Fremdlinge und Feinde von gestern zu einem bescheidenen Mahl unter dem Stern von Bethlehem eingeladen. Die Botschaft „Fürchtet euch nicht“ und „Friede auf Erden“ wurde erlebbar für alle, für Gastgeber und Gäste. Seine Zivilcourage als Christ hatte das Eis geschmolzen. Am darauf folgenden Sonntag sang ein Männerchor der Gefangenen Chorsätze zur Freude der versammelten einheimischen Gemeinde in deren Kirche.

Zwischen dem Volk der Hirten und Partisanen und ihren Gefangenen wurde Weihnachten, lag ein Glanz des Friedens und wuchs eine Gemeinde über die Grenzen von Freund und Feind, von Fremdlingen und Einheimischen.

Und nun, nach vielen Jahren, sitze ich dem alt gewordenen Mann wieder gegenüber, der damals den Mut zum ersten Schritt aufgebracht hatte. Noch immer ist er der Bürgermeister, inzwischen Präsident der Regionalversammlung aller Bürgermeister des Departements. Er hat das Werk der Versöhnung weitergeschrieben, vor allem als Initiator für französisch-deutsche Städtepartnerschaften. Wir sprechen über das Weihnachten von damals, das für uns alle die Wende gebracht hat. „Ich bin gekommen, um Ihnen zu danken für Ihren Mut, dass Sie sich damals so viele Schwierigkeiten aufgeladen haben, um uns und dem ganzen Dorf zu einem neuen Anfang zu helfen.“

Wir sprechen noch über viele Details und ich bin überrascht, dass er noch alle unsere Namen und darüber hinaus fast jedes einzelne Schicksal kennt. Und dann bricht es aus ihm heraus: „Du bist der erste, der nach Jahren kommt, um sich zu bedanken. Seit Jahrzehnten warte ich darauf, ob sich wohl noch einmal einer zu einem Dank finden würde.“ Er spricht dies in großem Ernst, aber ohne Bitterkeit, eher würdig mit einem Glanz im Gesicht, den ich damals in jener denkwürdigen Weihnachtsfeier auch an ihm gesehen hatte. Es war, als ob mitten im Sommer zwischen uns wieder Weihnachten geworden wäre. ❄

Tabak-Premiere in Arizona

Nach der am 6. Juni 1944 an der Küste der französischen Normandie begonnenen Landung der Alliierten zeichnete sich spätestens Mitte August 1944 an den Fronten ab, dass die deutschen Landstreitkräfte, von der Luftwaffe ganz zu schweigen, dem militärischen Druck und der gewaltigen Übermacht der Alliierten nicht gewachsen waren. So kam es, dass unser RAD-Flak-Kampftrupp mit seinen zwei 8,8-cm-Geschützen in der Nähe von Aunoy, zwischen Chartres und Dreux, eine neue Stellung beziehen musste. Wer dachte, die Front sei an dieser Stelle allgemein zur hinhaltenden Verteidigung zurückgegangen, der irrte sich gewaltig! Wir standen hier am Wasserturm gut getarnt, aber mutterseelenallein. Einzelne Resteinheiten und Versprengte zogen teils fluchtartig vorbei und schon bald wurde gemeldet, dass US-Panzerspitzen am 16. August in Chartres eingezogen waren und auch Dreux eingenommen hatten. Die Einschließung war perfekt. In der Nacht zum 17. August brachen wir in kleinen Trupps auf und hatten das Ziel, uns östlich wieder deutschen Einheiten anschließen zu können. Wir mussten bei gottlob stockdunkler Nacht das Flüsschen Eure durchwaten, da an den Übergängen rege Betriebsamkeit herrschte und Fremdlaute zu hören waren. Oftmals mussten wir US-Einheiten ausweichen und kurz nach Mitternacht zum 18. August zerstoben unsere Hoffnungen, als es plötzlich hieß: „Hands up!“ Wir waren zehn Mann und unserer Beschleunigung durch ein Rübenfeld wurde mit Leuchtspurgeschossen geantwortet.

Dann ging alles ganz schnell. Wir lagen am Boden und sobald etwas Sicht aufkam, sah man in bedrohliche MP-Läufe. Ein Schlag auf den Stahlhelm und schon standen wir vor einer Gruppe amerikanischer Soldaten. Sie riefen. „Hände hoch!“ Vier Kameraden, die teils leicht, teils schwer verwundet worden waren, blieben liegen. Wir waren direkt in eine US-Panzer-Bereitstellung gelaufen!



Mit LKWs ging es in Richtung Küste in immer größere Sammellager. Schließlich fuhren wir in Kolonnen über Le Mans, wo uns die Bevölkerung stürmisch „begrüßte“ und auch nicht davor zurückschreckte, uns harte „Blumengrüße“ zuzuwerfen. Nach St. Lô war die Küste nicht mehr weit. Nach verregneten Nächten schipperten wir in einem Panzerlandungsschiff nach Southampton. Mit der Bahn ging es über London nach Schottland. Im Hafen von Glasgow wartete schon die „Queen Elizabeth“. Diese brachte uns in sechs Tagen, vom 12. bis zum 18. September, nach New York. Nachdem uns die Freiheitsstatue „begrüßt“ hatte, führte uns eine fünftägige Bahnfahrt in die Wüste von Arizona. In Camp Florence wurden wir neu eingekleidet. Nachdem allen eine Glatze geschoren worden war, sah der Strohhut recht modisch aus. Auf Hemd und Hose waren die schwarzen Buchstaben „PW“ gedruckt.

Schon bald sahen wir uns in dem Zeltnebenlager „Eloy II“ südlich von Tucson wieder. Wir hatten Glück mit acht Mann des RAD-Flakkampftrupps, die alle Jahrgang 1926 waren, bis hierhin zusammengeblieben zu sein. Am 10. Oktober standen wir, ein Kommando von 25 Mann, schließlich vor einem großen Baumwollfeld. Der Farmer erklärte uns das Wollezupfen und wie viel „Watte“ wir in den circa zweieinhalb Meter langen Sack füllen mussten. Keiner ahnte, dass diese Mühsal bis März 1945 dauern sollte.

Weihnachten stand vor der Tür. Wir wussten, dass es einen freien Tag für uns geben sollte und dass eine kleine Feier geplant war. Im Vorjahr hatte es in einer Kaserne in Rouen für je zwei Mann eine Flasche Wein gegeben, in diesem Jahr war die Aussicht gleich null! Wir waren überrascht und hoch erfreut, als es doch für jeden ein Geschenk gab. Das Deutsche Rote Kreuz hatte für jeden drei Zigarren und einige Rotbart-Rasierklingen aus der Heimat geschickt. Unter unserer Belegschaft im Zelt war nur ein Raucher. Wir Nichtraucher wollten aber dieses Mal die Rauchwaren nicht gegen Essen oder Ähnliches eintauschen. Die Zigarren von daheim wollten wir genüsslich rauchen!

Die Pafferei steigerte sich zu einer wahren Rauch-Orgie! Nur der einzige „echte“ Raucher hatte seine helle Schadenfreude an den jungen Anfängern,

die nach und nach und in mehr oder weniger schlechter Verfassung das verqualmte Zelt verließen, um frische Luft zu schnappen.

Für mich jedenfalls hat diese Tabak-Premiere in dem Wüstenstaat der Klapperschlangen und Skorpione dazu geführt, dass ich heuer sechs Jahrzehnte dieses verflixte Kraut nicht mehr angerührt habe! An den folgenden Weihnachten hinter Stacheldraht, das war 1945 in Oakland bei San Francisco und 1946 und 1947 in Südengland, gab es leider keine Überraschungen von daheim, die Heimat war noch viel ärmer geworden. *

Trompeter von Arkansas

Nach dem Ende der Kämpfe um die Festung Brest/Bretagne im September 1944 kamen die Überlebenden zuerst in mehrere Gefangenenlager in Frankreich und England. Von hier aus wurden dann Transporte in die USA zusammengestellt. Die Reise endete am 12. November 1944 im Lager Camp Chaffee/Arkansas.

Die „POW“ (Kriegsgefangenen) von Camp Chaffee werden einen ihrer Kameraden niemals vergessen können, den kleinen Trompeter. Ein Gefreiter des Afrika-Korps im B-Lager, er war klein und schwächlich, gab mit seiner Trompete morgens das Signal zum Wecken und abends zur Ruhe. Doch dieses allein hätte uns nicht besonders beeindruckt.

Die Nächte in Arkansas waren im Sommer oft so schwül, dass man auf den Pritschen nur schlecht einschlafen konnte. Um 22 Uhr herrschte im gesamten Camp Totenstille, denn jeder wartete auf das Signal. Erst blies unser Kamerad den „Zapfenstreich“ und anschließend immer ein Trompetensolo. In der 30-Mann-Baracke konnte man eine Stecknadel fallen hören, wenn in der sternklaren Nacht „Hörst du mein heimliches Rufen“ oder „Mädel dir bin ich so gut“ erklangen.

Selbst die Wachmannschaften fanden sich täglich zu dieser Stunde am Lagertor ein, um den Melodien unseres Trompeters zu lauschen. Sein Spiel drückte besonders Weihnachten 1945 aufs Gemüt. Viele Kameraden, auch ich, hatten bis dahin noch keine Post aus der Heimat erhalten. Ein großer Teil wusste noch nichts von den ausgebombten und vertriebenen Angehörigen in der Heimat.

Am Lagertor stand ein großer Christbaum. Dort wartete am Weihnachtsabend geduldig unser Trompeter, bis der Lagerführer ihm Bescheid gab, dass die internen kleinen Feiern in den einzelnen Baracken vorbei seien. In allen Baracken kehrte sofort Ruhe ein, als das „Stille Nacht“ erklang.



So innig hatte diese Melodie noch niemand von uns aufgenommen. Unser Trompeter legte seine ganze Kunst und sein Gefühl in dieses Solo. Ich stand mit einigen Kameraden auf der Barackentruppe, wir lauschten in die Nacht. Hinter unserem Lager begann der Wald und in dessen unheimliche Stille wurde nun das Weihnachtslied getragen.

Unter dem beleuchteten Weihnachtsbaum stand unser Trompeter und gab uns soviel Trost, wie uns sonst niemand geben konnte. Ich kann mich heute nicht mehr erinnern, wie lange er uns in dieser Nacht die Heimat näher brachte. Erinnern kann ich mich, dass auch das „Heimat deine Sterne“ erklang. Am Lagertor und vor dem Lager standen viele US-Soldaten, die ebenso ergriffen waren von den Klängen der Trompete wie wir.

Anfang 1946 hieß es, dass alle Kriegsgefangenen nach Deutschland entlassen werden. Unser Schiff legte im März 1946 in Ostende/Belgien an und nach vier Wochen Hungerlager im Camp 2227 fanden wir uns für die nächsten zwei Jahre in Arbeitslagern in England wieder. Ein unvergessliches Erlebnis blieb für uns der sympathische Gefreite des Afrika-Korps. Er hatte uns in schwerer Zeit, besonders an Weihnachten, viel Trost und inneren Halt gegeben. Wir waren ihm dankbar und haben ihn nicht vergessen. ❄

KAPITEL III

*Kriegsgefangenenweihnacht
im Osten*

Der Weihnachtsmann von Orel

Vor mir auf dem Tisch steht ein kleines braunes Kästchen. Der Lack an der Außenseite ist matt geworden, denn es ist schon recht alt.

Mit einem zierlichen Schlüsselchen öffne ich das Schloss und hebe den Deckel. Da liegen die Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg vor mir: Feldpostbriefe, ein paar Fotos, einige wenige Gegenstände, die mir von der dreijährigen Gefangenschaft in Russland geblieben sind. Briefe an die Eltern und ihre Rückantworten, ein aus einem Stück Rohr gefertigter Siegelring, eine kleine Holzschachtel mit Schnitzerei oben drauf, viele kleine Zeichnungen und das wohl Wichtigste, der russische Entlassungsschein. Dabei gehen meine Gedanken zurück zu den Tagen der Heimkehr:

Seit dem Sommer 1947 war ich im Gefangenenlager von Orel und dann ab November in einer Krankenkompanie. Jetzt lag das ganze weite Land unter einer dicken Schneedecke. Ein deutscher Lagerpolizist forderte mich auf, mit ihm zu kommen. Er brachte mich zu einer Ecke des Lagers, wo ein Stück einer Baracke mit hohem Stacheldrahtzaun vom übrigen Bereich abgetrennt war. Auf meine Fragen gab er keine Antwort. Ich war eingesperrt.

Warum, das erfuhr ich erst viel später: Mein Pritschennachbar, der bei der deutschen Lagerleitung als Putzer tätig war, wollte mir seine Suppe schenken, wenn ich ihm dafür seinen Kascha, eine Art Brei, im Lager verkaufte. Er bekam bei der Kommandantur genug zu essen und wir hatten bei den viel zu kleinen Rationen immer großen Hunger.

Einige Tage ging das gut, dann hatte mich jemand bei der Lagerleitung hingehängt. Er meinte wohl, ich verkaufe mein Essen, um abgemagert beim nächsten Gefangenentransport in die Heimat dabei zu sein und entlassen zu werden. Hätten das die Russen erfahren, wäre ich mit Sicherheit in ein Straflager gebracht worden, das ich wohl kaum überlebt hätte. Das verhinderte der

deutsche Lagerkommandant und ließ mich in die Strafbaracke in der Ecke des Lagers bringen. Da saß ich nun auf den nackten Brettern, die als Schlafstätte dienten.

Da ging schon längere Zeit das Gerücht um, dass demnächst ein Transport zur Entlassung in die Heimat zusammengestellt würde. Ich wusste, dass ich ebenfalls dafür vorgesehen war. Doch jetzt? Einen nochmaligen russischen Winter mit bis zu 40, 45 Grad Kälte würde ich, abgemagert bis auf 60 Pfund, nicht mehr überleben. Eines Tages war es unruhig im Lager, das spürten sogar wir in unserer Abgeschiedenheit. Schließlich hat irgendeiner den Grund durch den Zaun herübergerufen: „Der Heimattransport wird zusammengestellt!“ Langsam keimte in mir eine zaghafte Hoffnung auf. Verstoßen schaute ich in der klirrenden Kälte durch den Stacheldrahtzaun und bemerkte Gruppen von Soldaten in frischen Steppjacken, die zum Lagertor geführt wurden und dort warten mussten, weil ein russisches Kommando ihnen alles bis auf ein Gefäß zum Essenfassen und einen Löffel abnahm. Sie wurden „gefilzt“, wie wir das damals nannten. Ich ging wieder hinein, setzte mich auf die Pritsche und wartete.

Die Geräusche wurden leiser und leiser. Die Suppe im Blechnapf war schon lange kalt geworden; ich konnte nichts essen. Das schwache Blümlein Hoffnung welkte von Minute zu Minute dahin. Als es zu dunkeln begann, wuchs die Angst in mir. Man hatte mich vergessen, abgeschrieben. Endlos langsam verrann die Zeit. Unter dem stummen und teilnahmslosen Blick der Anderen rannen mir die Tränen über die Wangen: So also sieht das Ende aus!

Da wurde die Tür aufgerissen und ein Mann der deutschen Lagerleitung stand in dem kleinen düsteren Raum: „Ja, was ist denn, Zimmermann? Los, der Transport wartet nicht!“ Ich wollte etwas entgegnen, brachte aber kein Wort heraus. Gerade noch fing ich die zugeworfene Steppjacke auf, packte meinen Beutel mit den wenigen Habseligkeiten und schlüpfte in die Stoffschuhe mit Holzsohlen. Und hinaus in den Schnee und die Nacht, hinter dem vorausstapfenden Mann her. Aber ich war zu schwach, um mit seinem Schritt mithalten zu können. Er drehte sich um, sah mein Schuhwerk und meine Verfassung, kam zurück und nahm mich wortlos auf die Schulter.



Er trug mich hinaus durchs Lagertor, wo die Russen noch standen, uns lachend zuwinkten und riefen: „Maladoi, nach Haus, nach Haus!!!“ und weiter bis zum Zug. Vor einem Waggon setzte er mich ab, wünschte mir Lebewohl und verschwand in der Dunkelheit. Es war der 6. Dezember 1947, der Tag des heiligen Nikolaus. Hatte er mich aus meiner Angst schützend geleitet?

Die russische Ärztin, die den Transport begleitete, eine bildhübsche Frau im Majorsrang, wies mir einen Platz im mit Stroh ausgelegten Waggon zu. Am nächsten Morgen setzte sich der Zug in Bewegung, Richtung Westen, Richtung Heimat. Oft standen wir lange auf einem Abstellgleis. Wir waren nicht planmäßig und nicht wichtig. Befanden wir uns auf einem Bahnhofsgelände, mussten einige Leute mit Kannen Wasser für den Küchenwagen holen, jedes Mal aus einem anderen Waggon. Auch wir kamen einmal an die Reihe. Das war schon in Polen.

Als wir mit den gefüllten Kannen zurückliefen, war unser Zug verschwunden. Hilflos standen wir da. Da tauchte eine polnische Militärstreife auf. Man verstand unsere Erklärungen und brachte uns zur Bahnhofswache, wo man uns verhörte und uns, was noch viel wichtiger für uns war, etwas zu essen gab. Brot, aus Gerste und Mais gebacken. Das schmeckte wie feinsten Kuchen! Nach längerer Zeit brachten sie uns zu einem Personenzug und wir fuhren unter Bewachung in einem geschlossenen Abteil in Richtung Warschau. Die Angst, dass uns die Polen behalten könnten, war gottlob unbegründet gewesen!

In Warschau angekommen, wurden wir verköstigt und mussten warten, bis unser Transport nach einigen Tagen eintraf und uns wieder aufnahm. Und dann ging es über die Grenze nach Deutschland. Das Ziel war Frankfurt/Oder.

Dort kam ich am 19. Dezember an und konnte an meine Eltern ein Telegramm aufgeben, denn sie wussten ja nichts von meinem Kommen, mit dem Text: „Christbaum richten, ich komme!“ Dann setzten wir die Fahrt fort über Leipzig und Erfurt. Dort wurden wir gründlich entlaust und anschlie-

ßend, zum ersten Mal seit drei Jahren, ärztlich untersucht. Die Bahnhofsmissionen versorgten uns auf jeder Station mit Gerstenbrot und Tee. Mehr hatten auch sie nicht in jenen schrecklichen Tagen, in denen unsere Städte in Schutt und Asche lagen. Dann wurde der Transport aufgelöst und wir wurden auf die Züge verteilt, die uns zu unseren Heimatgebieten brachten. Mit mehreren anderen Soldaten fuhr ich zunächst nach Ulm. Dort angekommen, brachte man uns in eine von den Luftangriffen einigermaßen verschont gebliebene ehemalige Kaserne. Wieder wurden wir ärztlich untersucht und warteten dann auf unsere endgültige Entlassung.

Am nächsten Tag, kurz vor dem abendlichen Essenfassen, stand plötzlich eine Gestalt in der großen Stube, in der wir untergebracht waren. Ich konnte sie im dämmerigen Gegenlicht gar nicht ausmachen. Ich bemerkte nur, dass es ein Mann war. Der rief nun laut, dass es alle hören konnten, in die entstandene Stille hinein: „Horchts amal her! Habts net an jungen Burschen g'sehn, 17 Jahr alt, Zimmermann heiß er! Kennt'n keiner?“ Mir war als bliebe mir das Herz stehen und der Atem stockte: Das war ja mein Vater! Mit einem Schrei flog ich auf ihn zu und wir lagen uns in den Armen.

Jetzt war das Essenholen nicht mehr wichtig! Er erzählte mir, dass er mit einem Bekannten, der in unserer Gegend ein Auto abholen musste, bis hierher nach Ulm mitfahren konnte. Und das genau einen Tag nach meiner Ankunft. War es Zufall, Schicksal oder göttliche Fügung, dass er ausgerechnet in diese Stadt gekommen war, wo es doch eine ganze Menge von Sammelstellen gab, die Kriegsgefangene entließen! Und dass er in der Kaserne zuerst genau in der Stube nach mir fragte, wo ich mich aufhielt. Es gab eine ganze Anzahl Räume hier, voll besetzt mit ehemaligen Soldaten.

Der Rest ist schnell erzählt. Während ich meine Suppe löffelte, besorgte Vater die Entlassungspapiere. Dann gingen wir zum Bahnhof. Es wurde kaum gesprochen, wir waren viel zu bewegt. Lange hat es gedauert, bis endlich ein Zug kam.

Nach vielen Aufenthalten fuhr der Zug schließlich in unseren Bahnhof ein. Nur noch ein kurzes Wegstück, und wir waren daheim. Mutter freute sich rie-

sig. Sie hatte nicht zu hoffen gewagt, uns beide so bald zu sehen. Noch rasch ein bescheidenes Mahl, es war schon weit über Mitternacht, dann schlüpfte ich endlich wieder in mein eigenes Bett, nach so langer Zeit! Maxi, ein kleiner schwarzer Rehpinscher, der mich Fremden anfangs wütend anbellte, hatte schon Freundschaft mit mir geschlossen. Er sprang auf mein Bett und kuschelte sich zu meinen Füßen auf die Decke. Selig schlief ich ein.

Es war der 24. Dezember, der Tag der Geburt unseres Herrn und Heilands. Doch es war gewissermaßen auch mein Geburtstag, der Geburtstag zu einem neuen Leben, das mir der Herrgott schenkte. Dass ich ihm dafür von ganzem Herzen dankbar bin, dass braucht sicher nicht betont werden. *

Ohne Hoffnung, ohne Zukunft

Ich hatte eine glückliche Kindheit, eine schöne Jugendzeit und bis 1945 verlebte ich immer wundervolle fröhliche weiße Weihnachten. Am 17. Januar 1945 war das alles vorbei. Die russische Armee hatte uns überrollt und Anfang April wurden wir verhaftet und in Arbeitslager gebracht. Man sagte uns, dass wir wieder entlassen würden, wenn der Krieg vorüber sei.

Als der Krieg dann schließlich am 8. Mai beendet war, sagte man uns: „Ihr müsst arbeiten, bis ihr krepirt“. Wir waren bis Oktober in sechs verschiedenen Lagern. Viel Arbeit, schlechtes und wenig Essen, Schläge und Ungeziefer. Im Oktober kamen wir dreißig Frauen auf ein Gut südlich von Warschau, zehn Kilometer von der Stadt Grojec entfernt, zur Kartoffel- und Zuckerrüben-ernte. Das Gut hatte ein Labor, in dem Serum von Pferden hergestellt wurde. Deshalb brachte man im November zwölf gefangene Soldaten hinzu zur Betreuung der Pferde. Dafür wurden zwanzig Frauen nach der Ernte wieder weggebracht. Wir waren in einem Gebäude untergebracht mit einem Raum, in dem wir zehn Frauen in Holzpritschen mit Stroh schliefen. Dazu gehörte eine Küche, in der zwei Frauen von uns für die Soldaten und uns kochten. Wir hatten auch einen großen Tisch und Bänke. Die Soldaten schliefen in einem anderen Gebäude, aßen aber mit uns.

Anfang Dezember erkrankten vier Frauen an Typhus, auch ich war darunter. Wir hatten Glück und kamen in die nächste Stadt in ein Krankenhaus, da man Ansteckungen fürchtete. Dennoch starb eine von uns. Wir anderen haben überlebt und zwei Tage vor Weihnachten, als das Fieber gesunken war, wurden wir zurück ins Lager gebracht. Die katholische Schwester sagte beim Abschied: „Es ist noch viel zu früh, aber der Herrgott wird Euch beschützen“. Er hat es getan.

Bis Weihnachten konnten wir noch liegen bleiben, denn wir waren noch sehr schwach. Mir ging es dabei wohl am schlechtesten.



Am Heiligen Abend mussten alle bis 17 Uhr arbeiten und die Soldaten sogar noch länger. Einige mussten bei Leuten Kohle in die Keller bringen, wofür sie meist auch etwas bekamen. Sie brachten Tannenzweige mit, die sie in einen Topf mit Sand stellten und auch einige Kerzen. Ein aus Schlesien stammender Soldat bekam von den Leuten ungefähr vier Esslöffel Schnaps, einen Esslöffel Zucker, ein Stückchen Hühnerfleisch und ein Stückchen Kuchen. Er tat den Zucker in den Schnaps und gab es uns Kranken, auch das Fleisch und den Kuchen. Er selbst verzichtete darauf. Die Soldaten durften bis 21 Uhr bei uns bleiben. Wir wurden eingeschlossen, wie sonst auch, und konnten Weihnachten feiern. Es gab auch Pferdegulasch und Kartoffeln zum Abendessen. Wir saßen um den Tisch herum, aßen und tranken den schwarzen Muckefuck. Die Kerzen wurden angezündet. Dann sangen wir alle Weihnachtslieder und die Tränen liefen uns allen. Es war ein Weihnachten ohne Hoffnung, ohne Zukunft. Keiner wusste etwas über seine Angehörigen. *

Der Gefangenenchor

Es war Weihnachten 1946, für mich war es das zweite Christfest in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. Ich lag, nachdem ich meine Diphtherieerkrankung überstanden hatte, im Lazarett in Atkarsk, unweit von Saratow an der Wolga.

Seit einiger Zeit hatte ich immer wieder ein bisschen Stearin organisiert, mit dem meine gelähmten Beine behandelt wurden. Daraus machten wir Kerzen. Es gelang uns sogar, für unsere Stube einen Weihnachtsbaum zu beschaffen, eine Art Krüppelfichte, die in der Steppe wuchs. Wir hatten mit unseren russischen Bewachern und Betreuern eine Vereinbarung getroffen: Sie sollten uns den Baum besorgen, und könnten ihn dafür sofort nach Weihnachten samt Kerzen und selbst gebasteltem Christbaumschmuck mitnehmen, um ihn daheim zu ihrem Weihnachtsfest aufzustellen. Denn das ist bei den Russen erst am 6. Januar.

Der Weihnachtsbaum war am Heiligen Abend schließlich angeputzt und erstrahlte im Schein von einem Dutzend selbstgemachter Kerzen. Ein jeder auf unserer Stube hatte eine eigene Kerze auf seiner Nachtschränkkiste stehen. Dadurch war eine so heimatliche, sentimentale Stimmung, dass wir vor Rührung kaum etwas sagten.

Ich hatte dazu außerdem, anstelle von Weihnachtskeksen, „Zwiebäcke“ gemacht. Gehamsterte Weißbrotscheiben wurden mit Sonnenblumenöl und Zucker bestrichen und auf den heißen Steinen unseres offenen Kaminfeuers geröstet. Das Weihnachtsgebäck schmeckte köstlich. Für unsere Verhältnisse war es ein Hochgenuss, fast wie im Schlaraffenland.

Am Heiligen Abend gegen 18 Uhr veranstalteten wir im Lazarett eine gemeinsame Weihnachtsfeier. Rund hundert Kriegsgefangene hatten sich eingefunden. Dazu kamen etwa ein Dutzend Russen, Ärzte und Schwestern,

Bewacher, Soldaten und der unvermeidliche NKWD. Wir hatten unsere selbstgemachten Kerzen aus unserer Stube mitgebracht und überall im Raum verteilt. Es war eine warme, friedliche Stimmung im Kerzenschein.

Dann wurde es mucksmäuschenstill. Das „Orchester“ – unsere ungarischen Mitgefangenen hatten im Eigenbau Geigen hergestellt, auf denen einige Kriegsgefangene spielten – intonierte eine weihnachtliche Weise. Ein ehemaliger Laienprediger – einen Pfarrer hatten wir nicht unter uns – verkündete die heilige Botschaft. Im tiefen Russland erzählte er uns die biblische Weihnachtsgeschichte. Aus dem Gedächtnis zitierte er viele Passagen der Weihnachtsgeschichte des Neuen Testaments, Lukas 2.

Dann sangen wir mit Begleitung unseres Orchesters „Stille Nacht, Heilige Nacht“. Wir sangen so ergreifend und inbrünstig wie ich es in meinem ganzen Leben nie wieder erlebt habe. Ein Chor sang anschließend den Choral „Heil’ge Nacht, oh gieße du Himmelstränen in mein Herz. Hell schon erglühn die Kerzen – himmelwärts“.

Wir alle waren zu Tränen gerührt. Als dann Chor und Orchester gemeinsam den Gefangenenchor aus der Oper „Nabucco“ von Verdi intonierten, „Teure Heimat, wann sehe ich dich wieder?“, gab es kein Halten mehr. Uns liefen die Tränen herunter, wir schämten uns ihrer nicht. Viele Männer, die unzählige Male den Tod vor Augen gehabt hatten und dadurch innerlich verhärtet und versteinert waren, heulten wie kleine Kinder.

Männer, die jahrelang nicht gebetet hatten, die von Gott und der Kirche nichts wissen wollten, knieten im stummen Gebet nieder: „Mein Gott, gib uns die Kraft, dass wir durchhalten! Lass uns noch einmal die Heimat wiedersehen!“ Andere nahmen sich an den Händen und versprachen sich ewige Kameradschaft.

Jeder dachte an die Lieben daheim. Die meisten von uns wussten nicht einmal, ob überhaupt noch jemand lebte, wie es ihnen daheim in Deutschland ergangen war. Es dauerte lange, bis sich die Seelen und Gemüter beruhigt hatten und unser Orchester mit „Oh du fröhliche, oh du selige gnadenbrin-

gende Weihnachtszeit“ die gemeinsame Weihnachtsfeier beendete. Auch die Russen waren vor Rührung erstarrt.

An diesem Abend kam in unserer Stube kein Gespräch mehr zustande. Zu tief waren alle innerlich aufgewühlt. Zu sehr gingen die Gedanken an die Lieben daheim und in die Erinnerung zurück. Jeder war am liebsten für sich allein, lag gedankenverloren auf dem Bett und träumte vor sich hin. Ich habe einen solchen Heiligen Abend in meinem Leben nie wieder erlebt.

Noch heute läuft mir oft ein Schauer über den Rücken und steigen mir die Tränen in die Augen, wenn ich die Melodie des Gefangenenchores aus „Nabucco“ höre. Ich muss dabei immer an jene Heilige Nacht in der sowjetischen Kriegsgefangenschaft denken. Sie hat sich so tief in meine Seele eingebrannt, dass ich weinen könnte, wenn ich dabei an Weihnachten 1946 in der weiten, weiten Sowjetunion denke. *



Unvergessliche Weihnacht

„Der Krieg ist aus, bald geht's nach Haus“. Das war der Jubelruf unserer kleinen Gruppe von fünf jungen Soldaten am 7. Mai 1945. Wir hatten, als Überbleibsel eines Zuges von vierzig Männern, auf der Flucht vor den Russen unter schwersten Kämpfen, die Elbe bei Ferchland, im Raum Brandenburg erreicht. Mit einem primitiven Holz- und Gummifloß konnten wir bei Nacht und Nebel auf das westliche Ufer der Elbe übersetzen. Von mürrischen amerikanischen Soldaten wurden wir empfangen, entwaffnet und auf eine große Wiese gebracht. Dort lagerten bereits etwa 1 500 Soldaten unter strenger Bewachung. Die Sorge, so kurz vor Kriegsende verwundet oder gar getötet zu werden, war von uns gefallen. Nach den enorm anstrengenden harten Kämpfen der letzten Tage fielen wir bald hundemüde in einen tiefen Schlaf.

Doch das Erwachen im Morgengrauen war furchtbar. Am Ufer der Elbe war eine Fähre stationiert. Im Pendelverkehr wurden alle Soldaten den russischen Truppen ausgeliefert. An ein Entkommen durch Flucht war nicht zu denken. Posten bei Posten standen amerikanische Soldaten um unseren armseligen Haufen. Während der Überfahrt sprangen vereinzelt Soldaten in voller Montur, beschwert mit ihrer letzten Habe, den Tornister auf dem Rücken, in die kalten Fluten der Elbe, um der russischen Gefangenschaft zu entgehen. Sie gingen unter und versanken schnell vor unseren Augen in der Tiefe. Kaum von russischen Soldaten in Empfang genommen, begann ein langer Fußmarsch nach Brandenburg. Wer bei dem Tempo der antreibenden Wachmannschaft nicht mithalten konnte, wurde von den Posten rücksichtslos erschossen und in den Strassengraben gerollt. In Brandenburg waren bereits viele Lager, jeweils besetzt mit tausenden von Gefangenen.

Von Mai bis September mussten wir dort Industriebetriebe demontieren. Die Maschinen wurden einfach wahllos auf die Bahn verladen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass diese jemals wieder verwendet wurden. Ab September gingen dann Transporte mit uns Gefangenen nach Russland. Die Reise dau-



erte 25 Tage. In jedem Viehwaggon waren 60 Personen untergebracht, als Unterlage diente ein wenig Stroh. Um den 30. September konnten wir endlich in Rjasan aussteigen.

Rjasan liegt etwa 200 Kilometer südlich von Moskau. Der Winter stand vor der Tür. In den ersten Wochen wurden wir zur Arbeit auf Kolchosen verteilt. Kartoffeln und Kohl mussten dringend geerntet werden. Die letzten Kartoffeln ernteten wir mit Kreuzhacke und Brechstange im Frost, das war die richtige Verpflegung für uns Kriegsgefangene. Viele für uns fremde Arbeiten haben wir im Laufe der Jahre erlernt und ausgeführt. In der Eisen-

gießerei am Hochofen, in der Sägerei am Sägegatter, in der Maschinenfabrik den Zusammenbau von Dreschmaschinen, Eissägen auf Flüssen und Seen. Das Eis wurde für die Lagerung von Kohl in großen Erdbunkern im Sommer benötigt. Die tägliche Arbeitszeit betrug mindestens zehn Stunden. Gearbeitet werden musste bis minus 30 Grad, wenn kein Wind wehte. War man jedoch bei der Arbeit und der Wind kam erst im Laufe des Tages auf, so gab es kein Zurück.

Die erste Weihnacht nahte. Jeder bekam am 15. Dezember eine Postkarte mit anhängender Rückantwortkarte. 25 Worte durften wir nur auf die Karte schreiben. Für unsere Unterkunft, wir waren 200 Personen in einer Baracke, hatten wir einige grüne Tannenzweige aus einem Tannenwald mit in unser Lager geschmuggelt. Zufällig war unter uns auch ein Pastor, der uns aus dem Stegreif die Weihnachtsgeschichte predigte. Bibel und Gesangbuch gab es natürlich nicht. Dann durften wir noch unter Aufsicht zweier Posten zwei Weihnachtslieder singen. Das war dann unsere Weihnacht. Essen gab es wie jeden Tag, wie auch Wodka Woche für Woche, Monat für Monat und Jahr für Jahr, einerlei ob Sommer oder Winter. Täglich gab es 500 Gramm Brot, 250 Gramm Hirsebrei, 17 Gramm Zucker, 5 Gramm Tabak und 1 Liter Wassersuppe mit ein wenig Sauerkohl, darunter waren Fischgräten und Fischköpfe gemischt. Da ich nicht rauchte, konnte ich manchmal den Tabak gegen Zucker oder Postkarten tauschen.

Aufgrund der Witterung war die Arbeit im Sommer wesentlich angenehmer. Eingesetzt wurden wir beim Straßen- und Brückenbau von Moskau, Tula, Kursk, Belgorod bis Charkow. Die erste Post von zu Hause kam im Dezember 1946, also ein Jahr nach Absendung unserer Weihnachtskarte von 1945. Es war somit die erste Nachricht von zu Hause seit Mai 1945.

Ab Juni 1947 wurde von einer baldigen Entlassung aller Gefangenen gemunkelt. Diese Parole kam übrigens auch immer wieder zur Sommermitte auf, wahrscheinlich um uns frischen Schwung zu geben. 1947 schrieb ich an meine Eltern, sie möchten für mich einen Anzug, Wäsche und ein paar Schuhe bei meinem Onkel in Flensburg hinterlegen. Ich würde nicht in meiner Lumpenkleidung in der Heimat ankommen wollen.

Die Heimkehr ließ aber doch noch zwei Jahre auf sich warten. Erst im Dezember 1949 wurde der Transport für unsere Heimkehr zusammengestellt. Genau am 24. Dezember 1949 erreichten wir gegen Mittag das Heimkehrerlager Friedland. Dort gab ich sofort ein Telegramm an meine Eltern auf: „Angekommen in Friedland, Ankunft in Flensburg 25.12. – 11 Uhr.“ Übrigens kam das Telegramm bei meinen Eltern am gleichen Abend um 23 Uhr an. Es war seit Juni 1949 das erstes Lebenszeichen von mir. Wir Heimkehrer hatten noch die Gelegenheit, den Weihnachtsgottesdienst in der Kirche Friedland zu besuchen, bis es dann auf die letzte Strecke Hannover-Hamburg-Flensburg ging. Pünktlich um 11 Uhr lief der Zug in Flensburg ein.

Alle waren zum Empfang erschienen. Ein Verwandter hatte für Dienstfahrten ein Auto und bekam für diesen Anlass eine Sondergenehmigung. Es war bei uns allen eine unbeschreibliche Freude. Als Erstes fuhren wir zu dem Onkel, bei welchem mein Anzug war. Aber du lieber Schreck! In den zwei Jahren hatten die Motten ganze Arbeit geleistet. Alle Kleidung war unbrauchbar! Guter Rat war am 1. Weihnachtstag teuer. Mein Vater versuchte es bei einem ihm gut bekannten Kleiderhaus, und siehe da, der Inhaber war bereit, den Heimkehrer neu einzukleiden. Dann ging es aber endgültig ab nach Hause. Als wir uns unserem Kirchdorf Medelby näherten, läuteten zu meiner Rückkehr die Kirchenglocken. Vor meinem Heimatdorf Jardelund hatten die Einwohner mir zum Empfang in aller Eile eine Girlande gebunden mit einem Transparent „Herzlich willkommen in der Heimat“. Mein Vater meinte, ich müsse aussteigen und einige Dankesworte sprechen. Aber durch all die Eindrücke der letzten 24 Stunden und die wiedererlangte Freiheit war es mir einfach unmöglich zu sprechen oder Worte des Dankes zu finden. Das ist aber später zur Genüge nachgeholt worden. Auch zu Hause vor der Haustür waren Nachbarn und Freunde zur Begrüßung erschienen. Auch diese hatten die Haustür mit einer Girlande geschmückt. Unterm Tannenbaum wurde die Heimkehr mit einem Festessen gefeiert und beendet. Die sich anschließende Mittagsruhe endete erst am späten Vormittag des nächsten Tages. *

Stern von Stalingrad

Zehn Jahre nach der mörderischen Schlacht und sieben Jahre nach Kriegsende befanden sich allein im Hauptlager Stalingrad dort noch immer 1 248 Plennys – Kriegsgefangene, Überlebende der Schlacht. Andere hatte man vom nördlichen Eismeer aus Workuta und Nishny Kolomsk, aus der Tundra, dem Ural, den Weiten Sibiriens, von Astrachan und vielen anderen Lagern des Gulags hierher gebracht. Sie sollten Stalins Jahrhundertbau, den Großbau des Wolga-Don-Kanals, zusammen mit anderen Zwangsarbeitern – und nicht etwa wie propagiert mit „Komsomolzen und kommunistischen Neuerern“ – fertig stellen.

Ohne Hoffnung auf Heimkehr war unser höchstes Fest, die Weihnacht, ein besonders schwerer Tag für die Gefangenen. Die Pastoren wollten die Weihnacht durch eine Andacht für alle im so genannten Speisesaal begehen. Aber der Plan wurde schnell dem sowjetischen Politoffizier Klukin bekannt, der uns mit markigen Worten erklärte, dass es keinen Jesus und keinen Gott gebe, dass all das eine kapitalistische Provokation und somit verboten sei. Damit war unsere schöne Planung dahin. Die Dolmetscherin, Fräulein Weinstein, der eine deutsche Weihnacht nicht fremd war, übersetzte wortwörtlich. Sie bemerkte dazu, dass es unklug wäre, auch heimlich kleine Weihnachtsfeiern in den Erdbunkern abzuhalten. Schließlich würde man das doch erfahren und streng bestrafen.

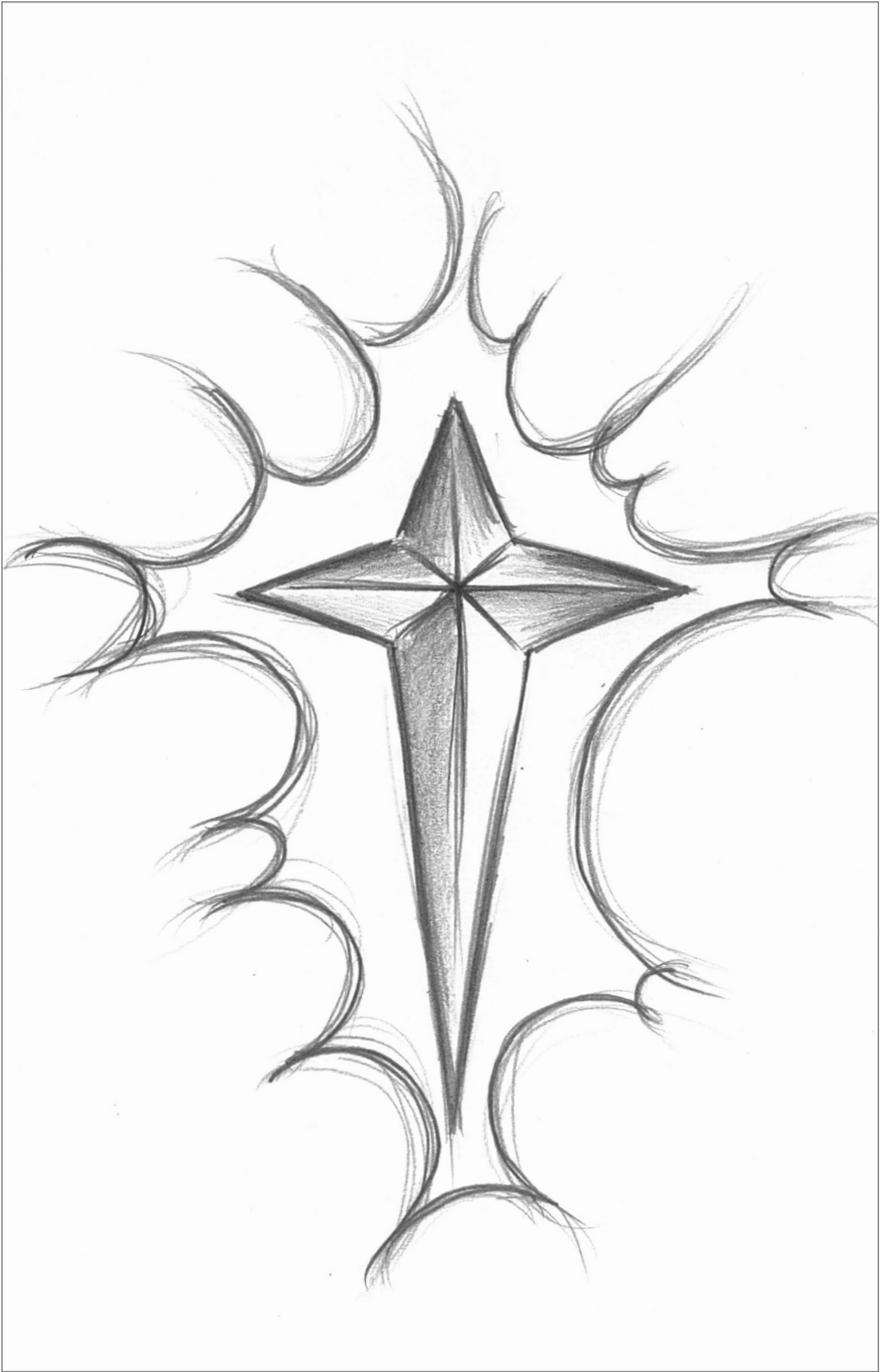
Schon lange Zeit vor Weihnachten hatte unser Küchenchef Franz Jäger in verbotenem Tauschhandel Mehl gehortet und von den Invaliden zwei mächtige Schweine mästen lassen. Das wurde geduldet, weil ein drittes Schwein, das dem sowjetischen Lagerkommandanten gehörte, mit dem gleichen Schweinefraß, der Kapustasuppe, gemästet wurde, die von den Gefangenen kaum mehr genossen wurde. Diese erhielten seit einem Jahr unzählige „Fress“-Pakete aus der Heimat, deren Inhalt sehr viel kalorienreicher war. Der Küchenchef ließ also nicht nur zwei fette Schweine schlachten, sondern stell-

te für die beabsichtigte Weihnachtsfeier, die von der Kulturgruppe ohne Krippe, Gott und Kreuz ausgestaltet werden sollte, ein besonderes Festmenü zusammen. Es gipfelte in einem Stück Schweinebraten mit zwei Klößen pro Mann. Zum Dessert sollte ein grüner Wackel-Pudding gereicht werden. Der erfinderische Plenny und Lagerelektriker Heinz Bode hatte eigens eine Kartoffelstärkemaschine gebaut, die selbst aus Kartoffelschalen noch Stärke gewinnen konnte. Sinnigerweise erhielt dieser grüne Wackelpudding den geflügelten Namen „Donauwaldlauf“.

Betroffen ob des Verbots, eine Weihnachtsfeier im christlichen Sinne zu gestalten, schlich der Leiter der deutschen Kulturgruppe, Hein Mayer, dem Politoffizier hinterher. Er hielt ein Musikprogramm in der Hand, welches er ohnehin zur Genehmigung einreichen musste. Ob man nicht doch wenigstens eine kleine Dekorazia im Speisesaal machen dürfe, zur großen Oktoberrevolution würde doch in der Stadt auch immer alles geschmückt. „Kakoi Dekorazia, was für eine Dekoration?“, knurrte der Politoffizier. „Girlanden aus buntem Papier an die Bühne und auf die Tische des Speisesaals einige Kerzen“, antwortete der Kulturgruppenleiter. „Dekorazia moschno, Dekoration möglich, Kerzen verboten, keine Kirche, kein Pope!“ brummte er und ging.

In der nachfolgenden Besprechung der Kulturgruppe hieß es gleich, „Dekorazia moschno“, daraus ist was zu machen, wenn wir es nur schlau genug anstellen. Benno von Arent, der ehemalige Reichsbühnenbildner, sagte, wenn die Pastoren keine Andacht halten dürften, dann müsse unsere Dekorazia stellvertretend ein Gefühl vermitteln, das ebenso in die Herzen dringte wie eine feierliche Andacht. Und so entstand nach seinem Entwurf heimlich hinter dem Vorhang unserer Bühne auf großem Bühnenprospekt aus „organisierter“ Dachpappe, Ölpapier, hinterbauten Glühbirnen und Scherenschnitten ein imposantes Nachtbild. Es zeigte ein heimatlich deutsches und verschneites Städtchen zur Christmette mit der beherrschenden Kirche im Mittelpunkt, über der der Stern zu Bethlehem in Kreuzesform strahlte.

Hinter der Bühne intonierten zu Beginn der Weihnachtsfeier die Streicher des Orchesters deutsche Weihnachtslieder. Die Laiendarsteller der Kultur-



gruppe servierten in Kostümen der vergangenen Aufführungen den von der Arbeit kommenden Gefangenen ein einmalig köstliches Essen. Vielen standen Tränen in den Augen, denn für viele war es schon die 13. Weihnacht fern der Heimat, fern der Familien. Nach dem Essen gab es noch eine Tasse Kaffee und eine „Studentenschnitte“, ein gesüßtes Konglomerat aus altem Brot mit Streifen einer künstlichen Sahne aus Kartoffelstärke und „Affenfett“, wie das talg-ähnliche Hartfett genannt wurde. Dieses Rezept hat Franz Jäger bis zu seinem Tode nicht verraten. Es heißt, beim Stichwort „Studentenschnitte“ läuft noch heute manchem Altgefangenen das Wasser im Mund zusammen.

Als am nächsten Tag der Politoffizier Klukin das Bühnenbild mit der Weinstein inspizierte, meinte er anerkennend: „Wott otschin karascho, na bitte, sehr schön, nur der Stern oben im Bild, dem fehlt ein Zacken, unser Stern hat immer fünf!“ Wir Umstehenden mussten uns das Lachen verbeißen. Der Politoffizier hatte noch nicht einmal bemerkt, dass unser Stern nicht nur vier Zacken hatte, sondern dass dieser wie ein christliches Zeichen, mit verlängertem unteren Strahl, wie das Kreuzeszeichen über dem deutschen Städtchen schwebte.

Die Weinstein hatte es gemerkt, sie lächelte bedeutsam – und schwieg. So konnten wir diese „Dekorazia“ bis zum Jahreswechsel erhalten. Nach der Arbeit kamen nicht nur die Gefangenen immer wieder und beschauten andächtig das Bild. Sie erlebten die ihm innewohnende Kraft, viele betend im Stillen. Und auch die Russen und deren Angehörige aus der Verwaltung kamen und staunten, wie aus dem kümmerlichen Dasein der Gefangenen ein solch eindrucksvolles Kunstwerk entstehen konnte. *



ANZI MÜLLER-DENTLER

„Einmal noch heim ...“

Frühling 1945! Noch saß uns der Schrecken des Zweiten Weltkrieges in Leib und Seele. Deutschland hatte kapituliert und wir schufteten in Russland als Gefangene. Erst vier Monate waren verstrichen, seit man uns von zu Hause hierher verschleppt hatte. Und wir waren schon so müde und so hoffnungslos. Wie lange noch würden wir die Kraft haben, hier auszuhalten?

Mit meiner Arbeitskameradin hatte ich zehn Tragen, beladen mit schneeweißem Sand, aus der Sandgrube nach oben geschleppt. Danach war uns eine Pause von zehn Minuten erlaubt. Doch unsere Norm mussten wir erreichen! So lagen wir erschöpft oben auf der Bergwiese. Es war ein herrlicher Frühling nach dem ersten kalten, russischen Winter. Hier oben, inmitten dieses Blütenmeers, dieser reinen Luft und dieses würzigen Dufts, konnte sich das gequälte Herz frei fühlen. Das Ohr lauschte dem Gesumm der Bienen und

der unzähligen Insekten. Die Augen berauschten sich an dem klaren Blau des Himmels und die Gedanken zogen mit den Schäfchenwolken heimwärts.

„Einmal noch heim!“ Waren das nur Worte? In ihnen lag die große Sehnsucht nach Liebe, Geborgenheit und Freiheit. Doch waren diese Worte auch ein Schrei der Verzweiflung. Sie kamen aus einem großen schmerzenden Weh, das wir alle Heimweh nannten.

„Einmal, einmal noch heim, in stiller Nacht, heiliger Nacht“. Betroffen lausche ich in mich hinein. Das ist doch eine Zeile aus dem Gedicht „Stille Nacht, Heilige Nacht“ von Georg Schmückle! Unsere Deutschlehrerin hatte es uns in der letzten Stunde vor den Weihnachtsferien 1943 diktiert. Hat das Gedicht drei oder vier Strophen? Ich weiß es nicht mehr! Zuviel Angst, Entsetzen und Verzweiflung hatten mein Herz, meine Seele, mein ganzes Ich durcheinander gewirbelt. Gewiss liegt das vergessene Gedicht irgendwo in meinem Unterbewusstsein, verschüttet von dem grausamen Kriegsgeschehen.

„Einmal noch heim“. Unsere Pause, die zehn Minuten sind vorbei. Ich schleppe wieder mit meiner Arbeitskameradin den schneeweißen Sand aus der Grube nach oben, in diese schöne Frühlingslandschaft. Schneeweißer Sand! Es flimmert mir vor den Augen. Ist es die Sonne, die Schwäche, der Hunger oder nur der schneeweiße Sand?

„In der Heimat schneit es sacht.
Alle Glocken erklingen daheim.
Alle Straßen, sie führen heut heim ...“

Das vergessene Gedicht verfolgt mich! Doch Zeile um Zeile erwacht in mir und Trage um Trage schleppe ich den schneeweißen Sand nach oben. Die Füße heben sich nur schwer vom Boden. Es geht bergauf und die Last ist so schwer und die Lungen keuchen und ringen nach Luft! Plötzlich fühle ich keine Schmerzen mehr, weder in den Händen noch im Rücken. Wie im Traum sehe ich die Großeltern, die Mutter, den Vater und mich mit meinen Geschwistern vor dem geschmückten Weihnachtsbaum stehen, daheim. Ich höre mich mit flüsternder Stimme sagen:

„Hast du, Mutter, an mich dacht –
an dein Kind in verlorener Fern?
Vater, hab das ich gemacht,
dass dein Haar so weiß wie Schnee?“

Es sind nur einzelne Bruchstücke dieses Gedichtes, die mir in den Sinn kommen. Tränen kullern mir über die Wangen, doch in mir klingen die Glocken und ein Weihnachtszauber hält mich gefangen in dieser herrlichen Frühlingspracht.

Das Gedicht vervollständigte ich im Lager. Ich hielt es fest auf dem grauem, zerknittertem Papier eines Zementsackes. In mir war das Gedicht wieder lebendig geworden und jedes Wort sah ich bildlich vor mir. Hatte mich das Heimweh gepackt, so sprach ich es wie ein Gebet vor mich hin. Ich trug es fortan in mir, als ein schönes Geheimnis, bis zum ersten Weihnachtsfest, fern der Heimat, hinter dem Stacheldraht! Sehr bescheiden feierten wir das Weihnachtsfest 1945 in unserer Stube. Eine Kameradin fand in ihrem Koffer noch Stanniolreste, die sie in feine Streifen schnitt und in ein Büschel Steppengras hing. Das war unser Weihnachtsbäumchen und es funkelte im Kerzenschein, wie daheim.

Als das Lied „Stille Nacht, Heilige Nacht“ verklungen war, trat ich vor unser schlichtes Weihnachtsbäumchen und gab mein schönstes Geheimnis preis, als Weihnachtsgeschenk an meine Kameradinnen. Es herrschte tiefe Stille, als ich mit verhaltener Stimme das Gedicht vortrug:

„Stille Nacht, Heilige Nacht! Hast du, Mutter, an mich dacht? Hangt im Weihnachtsbaum silbern ein Stern, für dein Kind in verlorener Fern? Silbern ein funkelnder Stern?“

Stille Nacht, Heilige Nacht! Vater, hab das ich gemacht, dass dein Haar so weiß wie Schnee? Ach, wie tut das Herz mir so weh, wenn ich, Vater, dich seh!

Stille Nacht, Heilige Nacht! In der Heimat schneit es sacht. Alle Glocken erklingen daheim; alle Strassen, sie führen heut heim – Einmal, einmal noch

heim, in stiller Nacht, wenn das Wunder aufgewacht und die Engel mit segnender Hand wallen durch das sternfunkelnde Land, in der heiligen Nacht.“

Am nächsten Tag, in Russland ein Tag wie jeder andere, wollten meine Kameradinnen es alle erlernen, das schöne Weihnachtsgedicht von Georg Schmückle, draußen auf der Strecke, bei klirrender Kälte, bei Wind und Flockentreiben. Eine jede von uns, das Gedicht vor sich hersagend, weilte in Gedanken daheim. ❄

Obne Hoffnung kann man nicht leben

Es herrscht eisige Kälte und es liegt tiefer Schnee. Die Zäune, ja selbst die Lehmhütten, in denen die Menschen leben, liegen unter Bergen von ange-wehem Schnee. Die Eingänge der Hütten müssen immer wieder freige-schaufelt werden. Im Lager werden nicht nur die Eingänge zu den einzelnen Baracken, sondern auch die Wege dazwischen freigehalten. Müde, hungrige Gestalten müssen nach der harten Arbeit in der Kohlengrube nun auch noch Schnee schaufeln.

Aber heute ist Weihnachten! Heiliger Abend! Die Arbeitsbrigaden fahren in die Kohlengrube ein, wie an jedem gewöhnlichen Werktag, nur mit dem Unterschied, dass heute auch die mit einfahren müssen, die eigentlich frei hätten. Hier gibt es weder Sonn- noch Feiertage. Die Arbeit geht immer wei-ter, bei Tag und Nacht, im Schichtbetrieb. Eigentlich sollte jeder im Wechsel jeden siebten Tag frei haben, aber meistens werden es zehn oder mehr Tage. Weihnachten aber müssen alle einfahren. Nun ja, so ist denn auch niemand bevorzugt.

Dennoch ist Weihnachten für uns nicht ein Tag wie jeder andere. Zu der dünnen Suppe und einer Kelle voll Kascha gibt es ein paar Stückchen Weih-nachtsgebäck, das ganz flach und so groß wie Spekulatius ist, außerdem bekommt jeder einen kleinen „Berliner Krapfen“. Für uns ist das ein köstli-ches Essen. Das ist nicht etwa eine Sonderzuteilung, sondern die Küche hatte einige Wochen vor dem Fest die Genehmigung bekommen, von den kargen Tagesrationen jeweils ein paar Gramm Mehl und Zucker einzubehalten.

Am Abend feiern wir dann im Speisesaal Weihnachten. Einen grünen Weihnachtsbaum gibt es nicht. Woher auch? In der Trockensteppe wachsen keine Bäume. Also haben die Schreiner einen etwa zwei Meter langen Holz-



stab mit einigen Seitenstäben versehen, ein paar Wattebäusche aus der Lazarettbaracke darauf und, oh Wunder, sogar fünf oder sechs Kerzen. Das Paraffin hatten wir lange vorher schon von dem paraffingetränkten Papier abgeschabt und gesammelt, in das die Sprengladungen in der Grube eingewickelt waren. Not macht eben erfinderisch.

Einer hält eine Ansprache. Er spricht vom Fest des Friedens, von den Lieben daheim, von der Hoffnung und von der Sehnsucht. Dann wagt er einen Satz, der nicht in dem genehmigten Manuskript stand. Er spricht von dem Kind, das da geboren wurde, als Hoffnungsträger. Das war dem Kommissar schon zu viel. Er darf die Ansprache am nächsten Morgen für die Spätschicht nicht wiederholen. Die Lagerkapelle spielt und aus rauen Kehlen klingt das Lied von der stillen, heiligen Nacht. Dann geht jeder, in Gedanken versunken, in seine Baracke. Die ausgemergelten Körper verlangen nach Ruhe. Man nutzt jede freie Zeit zum Schlafen.

Ich habe Nachtschicht, die um Mitternacht beginnt. Dass heißt, dass ich um elf Uhr antreten muss. Abmarsch zum Schacht, Grubenlampen empfangen, einfahren. Der Weg unter Tage dauert noch etwa eine halbe Stunde. Vor Ort wird abgelöst, ohne Arbeitsunterbrechung.

Der Stollen ist niedrig. Man kann nur in gebückter Stellung arbeiten. Die Schüttelrutsche läuft mit dem gewohnten, ohrenbetäubenden Krach. Dann ist plötzlich Ruhe. Nichts bewegt sich mehr. Vielleicht eine kleine Störung. Doch nein, es dauert diesmal länger. Wohl ein Stromausfall. Es ist kühl, wenn man nicht arbeitet. Drei oder vier Leute kauern zusammen in einer kleinen Nische. Unsere Grubenlampen hängen wir mit ihren spitzen Haken in den nächsten Holzstempel, mit dem die Decke abgestützt ist. Das Licht ist spärlich. Keiner spricht ein Wort. Der Stempel mit den rundum eingesteckten Grubenlampen ist nun unser Weihnachtsbaum. Die Gedanken schweifen weit ab. Man denkt an zu Hause und an die Worte des Sprechers von gestern Abend. Das Kind in der Krippe, eine Hoffnung? Hoffnung! Ja, die brauchen wir. Ohne Hoffnung kann man nicht leben! *

Einige Rubelchen

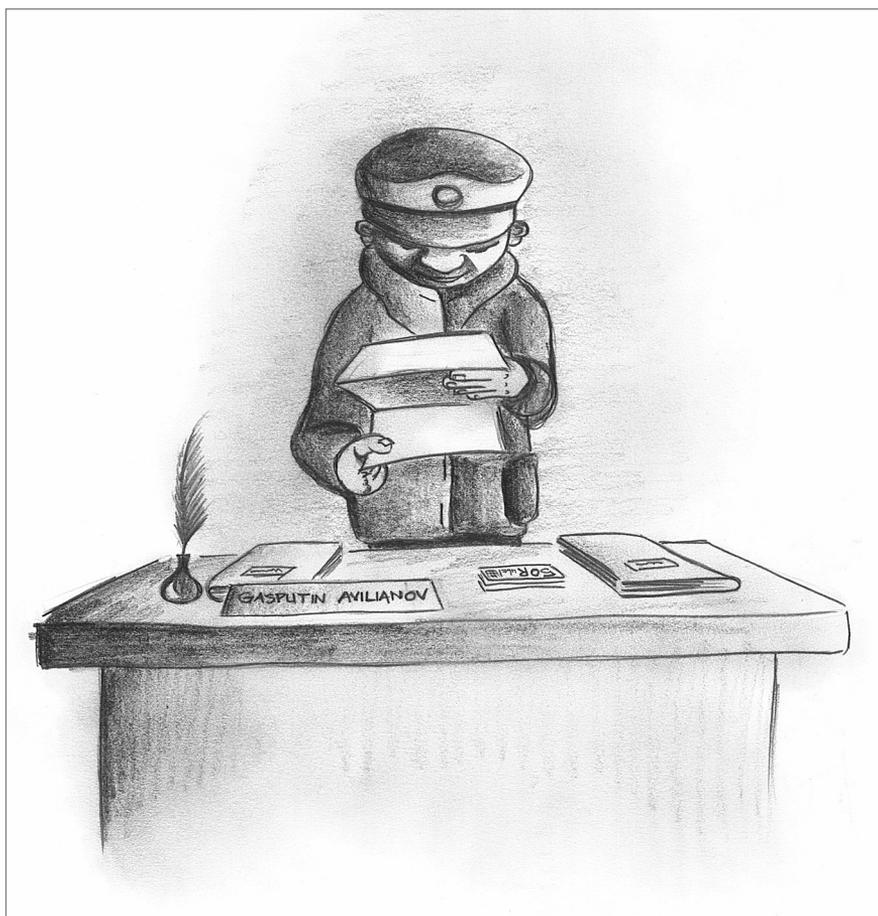
Weihnachten 1948 bleibt für mich unvergessen! Es war in Leningrad, im Gefangenen-Lager 7711.

Mitte Dezember 1948 wurde ich mit einer Gruppe von Handwerkern (Schreibern, Zimmerleuten, einem Schlosser und mit mir als Hilfsarbeiter und Dolmetscher) zu einem Arbeitseinsatz nahe dem Newski-Prospekt eingeteilt. Es galt, eine alte Polizeistation zu renovieren und zu vergrößern. Da die Arbeiten schneller als vorgesehen fertig wurden, nahm ich mein Herz in die Hände und fragte den Chef, Major Awiljanow, ob er uns mit seinen Polizisten nicht einige „Rubelchen“ zur Gestaltung des Weihnachtsfestes spenden könnte. Ich sagte „Rubelchen“ deshalb, weil man in Russland diese Zärtlichkeitsform gerne hört. Fast ein wenig unwirsch sagte der Major, er wolle es sich überlegen.

Am 23. Dezember, unser Arbeitseinsatz war beendet, rief Gasputin Awiljanow uns alle zwölf in sein Büro. Ja, dann kam tatsächlich das „Christkind“. Ich sage das so, weil wir uns ein wenig in unsere Kindheit zurückversetzt fühlten. Der Major zog einen Zettel aus der Uniformtasche und las in rührend-holprigem Deutsch: „Ich danke Ihnen für die gute Arbeit und wünsche Ihnen schöne Weihnachten, ein gutes Neues Jahr und eine baldige Heimreise.“ Dann schenkte er uns 150 Rubel, verabschiedete uns mit Handschlag und ließ uns ziehen.

Jens aus Norddeutschland, der ansonsten immer ein loses Mundwerk hatte, war doch so gerührt bei den Worten des Majors, dass er ganz einfach weinte. Für die 150 Rubel kauften wir uns, ich weiß das noch ganz genau, für jeden: Ein Weißbrot, 200 Gramm Zucker, 200 Gramm Rübensirup (für uns alle), drei Kerzen und eine Flasche Wodka!

Zu unserer Weihnachtsfeier im Lager durften wir auch den uns stets begleitenden „Wachmann“ einladen. Er war ein altgedienter, alleinstehender Veteran



und hatte immer ein Gewehr bei sich, das sicher Napoleon bei seinem Rückzug aus Mütterchen Russland liegen gelassen hatte. Nachdem Nicolai den Wodka fast alleine gekippt hatte, schlief er selig mit uns auf der Pritsche. Sehe ich heute wieder zurück, so meine ich, dass es doch recht einfach ist, Freude zu empfinden und ein wenig Glück zu erleben. Dank dem Menschen Awiljanow für seine Freundlichkeit. Er wird nicht mehr leben, war er doch damals schon Mitte Vierzig. Ich wünsche ihm dies gewiss nicht nur wegen der 150 Rubel, sondern weil er ein guter Mensch war.

Weihnachten 1948 vermittelte uns wieder Hoffnung und Zuversicht für eine baldige Heimkehr. Im Mai 1949 rollte unser Zug nach Hause. ❄

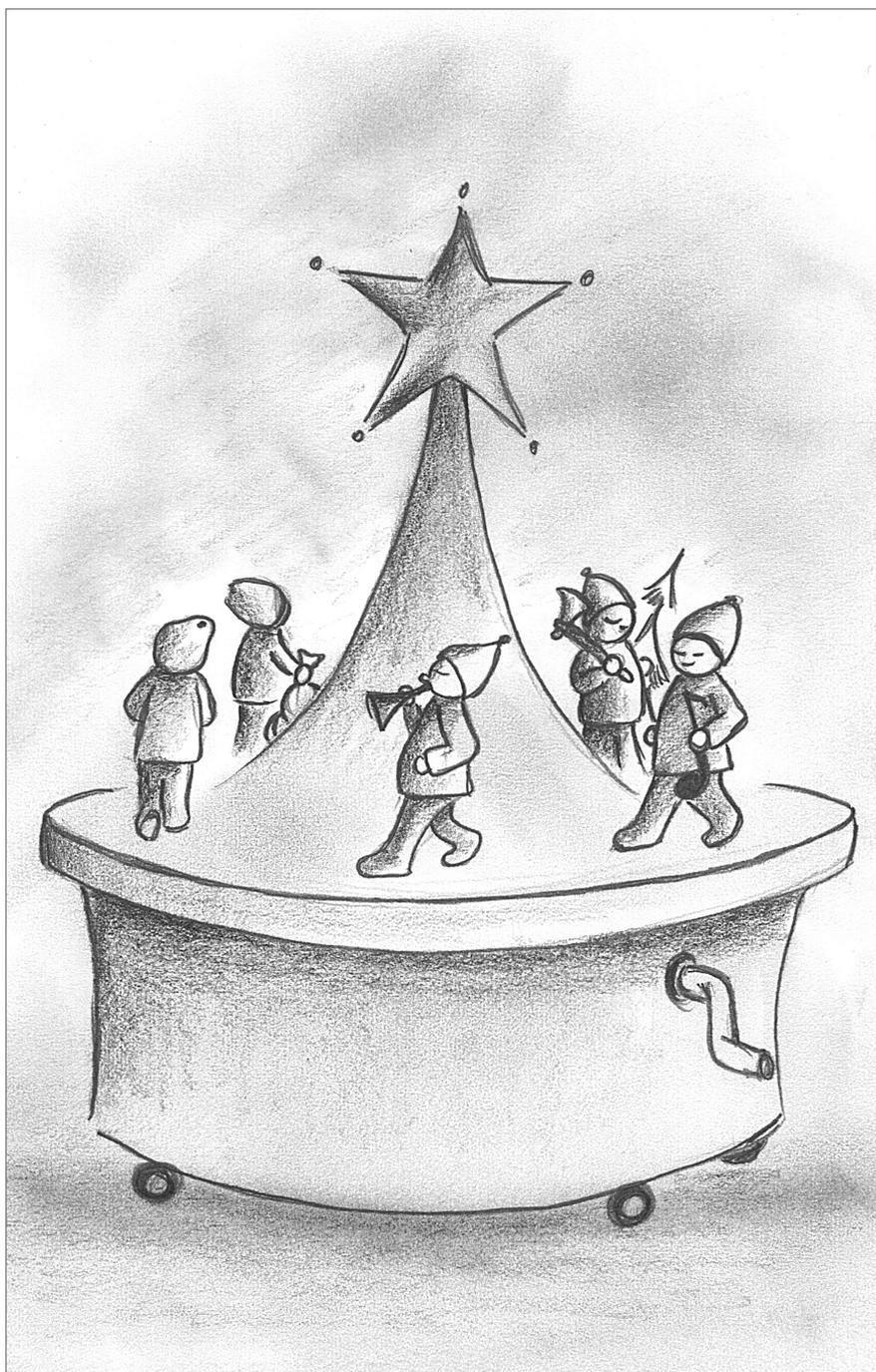
Leuchtende Zwerge

Vor uns auf dem Tisch inmitten des Adventskranzes steht die Spieluhr. Die letzten Töne ihres Liedchens „Stille Nacht, Heilige Nacht“ verklingen im Raum. Auf der Spieluhr flackert eine Kerze. In ihrem Schein marschieren sechs kleine Zwerge immer im Kreis herum, ihre Schatten marschieren mit. In mir wird die Erinnerung wach. Ich beginne zu vergessen, wo ich bin und fühle mich zurückversetzt in die schweren Jahre der Gefangenschaft.

Wir schreiben das Jahr 1954. Es ist Dezember, die Abende sind lang. Wir denken oft, mehr als sonst, an zu Hause. Die hohe Weihnachtszeit naht. Die Adventswochen bereiten sie in Stille vor. Wir werden wieder nicht daheim sein. Ja, der Gedanke daran macht uns das Herz schwer. Neun Jahre sind vergangen. Warum so lange? Oh, lieber Gott, hilf uns doch, mach uns doch frei!

Langsam treffen die Weihnachtspakete ein. Ihr daheim wisst es nun schon, dass man rechtzeitig daran denken muss. Weit ist der Weg, bis wir sie in unsere Hände bekommen, bis uns Eure Gaben ein wenig versöhnen mit diesem Schicksal. Auf mich wartet heute ein Paket von meiner Frau. Ich lese es auf der Zollinhaltserklärung. Doch was steht da? Eine Spieluhr? Ist es denn möglich? Voller Erwartung stehe ich am Schalter. Da ist sie, ach, das ist schön, aber schon, ohne dass ich sie die Hand bekomme, verschwindet sie wieder. „Darf ich denn nicht einen Blick drauf tun?“, frage ich. Der Sergeant will schon, aber zuvor sieht er schnell noch einmal zum aufsichtsführenden Offizier hinüber und dann sehe ich kleine Figuren glitzern. Wie eine Erscheinung ist es wieder verschwunden.

Am nächsten Tag schreibe ich einen Rapport. Er wird abgelehnt. Ich wiederhole es. Dieses Mal wird mir mit Karzer gedroht. Gewiss, es könnte ja eine Höllenmaschine eingebaut sein. Traurig finden sich meine Gedanken damit ab. Ihr daheim habt mir eine ganz große Freude machen wollen, aber wie so vieles in diesem Land, es geht eben nicht. Inzwischen ist der dritte



Advent. Ich muss zur Schreibstube kommen und ziehe mich warm an. Wer weiß, vielleicht muss ich die Nacht im Bunker verbringen. Schon zu oft habe ich nach der Spieluhr gefragt. Doch eine große Überraschung bietet sich mir! Ein russischer Leutnant steht am Tisch und vor ihm dreht sich meine Spieluhr. Er lässt sie noch ein paar Mal laufen und freut sich dabei wie ein Kind. Dann gibt er sie mir. Ich nehme die Spieluhr unter den Arm und eile zur Baracke. Unterwegs aber überlege ich mir etwas Besonderes. Keiner darf sie zunächst sehen. Nur Wolfgang, mein bester Freund, wird eingeweiht. Wenn heute Abend alles im Bett liegt, wenn das Licht verlöscht, dann ...

Jeden Abend spielt nun die Uhr. Jeder hat sich seine Zwerge ausgesucht. Einer trägt den Tannenbaum und hat die Axt geschultert, die Musiker halten das Cello und das Schifferklavier in den Händen, der Trompeter bläst kräftig ins Horn, ein weiterer hält die Noten und der letzte schleppt schwer an seinen Paketen. Es sind so richtige liebe Zwerge und ihre Schatten spielen lustig auf dem Tisch. Ich muss nun von Baracke zu Baracke ziehen. Alle haben von dem Wunder gehört.

Am Weihnachtsabend aber gehe ich in die Krankenstuben und hier erweckt die Spieluhr besonders große Freude. Ich selbst kann es nicht oft genug hören, dieses immer und immer wieder hervorgezauberte schönste deutsche Weihnachtslied. Vor mir stehen jedes Mal meine Frau, meine beiden Mädels, meine Eltern, meine Lieben. Noch nie haben sie mich vorher so glücklich durch die Weihnachtszeit geführt wie in diesem Jahr.

Das Fest ist vergangen. Eingepackt steht das Kistchen auf einem Brett, die Zwerge schlafen. Es wird Frühling, der Sommer kommt und dann kommt jener Herbst, der für uns zum Frühling wird. Wir fahren heim! Soll ich das Kistchen mitnehmen? Wird es die Grenze passieren? Mein Herz hängt daran. Es verschwindet im Koffer und begibt sich auf die Rückreise, nach Westen.

Zu Hause packt es unsere Mutti fort, denn die Kinder sollen nichts davon wissen. Unter dem ersten Weihnachtsbaum, der dieses Mal heller strahlen wird als je zuvor, sollen wieder die ausgeruhten heimgekehrten Zwerge im Kreise marschieren.

Ganz gewiss, so war es. Ein Stück Heimat kam mit der Spieluhr zu uns ins ferne Land in die Gefangenschaft. Wenn ich dich jetzt sehe, du kleine Spieluhr, erinnerst du mich an die Kraft, die du mir in jenen Stunden der größten Not schenktest. Ihr kleinen Zwerge erzählt meiner Frau, erzählt meinen Kindern, wie sehr ich damals an sie dachte. Ihr seid meine Zeugen. Marschieret noch lange, viele Jahre im Kerzenschein! ❄

Kurzer Traum

Es war nun schon unsere vierte Weihnacht in der Kriegsgefangenschaft. Dichter Nebel lag über der kargen und trostlosen Prärie der Pripjetsümpfe. Schon morgens, bevor wir zur Arbeit gingen, verabredeten wir uns, dass jede Gruppe bis halb fünf Uhr ihr Arbeitspensum fertig hat und, wenn nötig, auch noch aufräumt. Wir wollten am Heiligen Abend keine Minute verlieren oder den Abmarsch ins Lager verzögern. Es war, als wären wir auch alle in größter Erwartung gewesen, doch die Russen feiern Weihnachten erst an Heilig Drei König (6. Januar). Es war schon seltsam, als um viertel vor fünf abends alles marschbereit zur Zählung, ordentlich in Reih und Glied da stand, ohne dass uns der Posten ein Wort sagen musste.

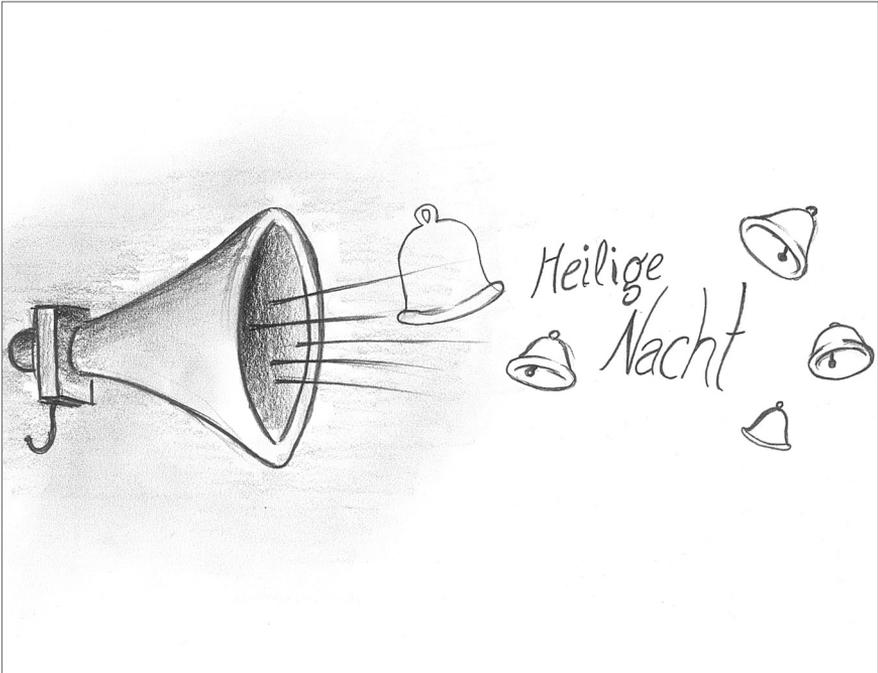
Und so marschierten wir los. Und bald schon sah man im Nebel gespenstisch die Konturen der Wachtürme. Dort angekommen ein kurzes „Stoi“, dann ging der wachhabende Posten die Kolonne entlang. Ein karges „Annu dawei“ gab das Zeichen, dass alles seine Ordnung hatte. Dann durften wir das Tor passieren und ins Lager marschieren, das zwangsläufig zu unserer Heimat geworden war. Ich sah noch, wie der Posten auf dem Wachturm gähmend seine Position änderte, um gegen das Steifwerden und den Schlaf zu kämpfen. Im Lager brannten schon alle Lichter, der Lagerplatz war menschenleer, der Nebelschleier wurde immer dichter und es war ein seltsamer Anblick.

Ein großer Teil vom „Stamm“ hatte schon Handtuch und Seife in der Tasche und eilte sogleich dem Waschraum zu. Wir Neulinge strömten zu den Bunkern. So ging das abendliche Waschen nochmals so schnell. Dagegen war in Odessa gar keine Waschgelegenheit vorhanden gewesen. Als wir nach der abendlichen Wäsche dann zurück in den Bunker gingen, sahen wir erst, dass innen über den Türen am Eingang ein Lautsprecher installiert worden war. Jeder fragte sich, was das wohl zu bedeuten hatte. Wir waren ratlos. Wir dachten, sie dienten dazu, dass das Antreten besser läuft. Sogleich war Teefassen und natürlich auch das Brot dazu, das man gleich verzehrte. Schon die win-

terliche Kälte verleitete jeden dazu, den heißen Tee sofort zu genießen, um sich ein wenig aufzuwärmen.

Um sechs Uhr abends ertönte ein schweres Glockengeläut aus dem Lautsprecher und eine Männerstimme sagte: „Die Kölner Domglocken läuten die Heilige Nacht ein!“ Jeder war auf seiner Pritsche, jeder nahm seine Wattedecke, stülpte sie über den Kopf und kein Auge blieb trocken. Wir haben uns im Geiste mit unseren lieben Angehörigen in der Heimat vereint, wir waren im Geiste sogar in der schönen Christmette und mit großer Andacht verfolgten wir das feierliche Gloria. Friede den Menschen auf Erden!

Es war wie ein kurzer Traum. Dann kam der russische Lagerkommandant, ein alter breitschultriger Mann, der die sinnlose und wahllose Kampagne Stalins überlebt hatte. Er wollte sehen, wie wir Weihnachten feiern. Da bekam auch er feuchte Augen. Dieser Lagerkommandant war äußerst gerecht und unbestechlich, was uns dort in der schweren Zeit in Kowel das Leben erträglicher machte. ❄



Nur ein Gericht

Von Mitte November 1945 an werden Tag und Nacht Waggons auf die Planschatka unweit von Brest-Litowsk geschoben. Dort haben Kriegsgefangene in kurzer Zeit einen Umschlagbahnhof für Reparationsgüter aus den eroberten deutschen Ostgebieten errichtet. Unser Auftrag ist, demontierte Fabrikanlagen wie auch Nähmaschinen und Klaviere auszuladen, in den Hallen zu stapeln oder gleich auf Breitspur umzuladen. Diese Güter werden nicht immer sachgerecht behandelt, wichtiger ist für uns, die vorgegebene Norm zu erfüllen.

Mit uns werden auch Ostarbeiter eingesetzt, die ebenfalls in Erdbunkern untergebracht sind. Mit ihnen kommt man auf der Arbeitsstelle ins Gespräch. Sie berichten von ihren Erfahrungen in Deutschland und sind überzeugt davon, dass wir das Weihnachtsfest bestimmt zu Hause feiern werden. Woher wollen sie das wissen? Wir hoffen, dass vielleicht doch etwas Wahres daran ist.

Freilich, es hat in den letzten Tagen kleine Anzeichen gegeben, die unsere Phantasie beflügeln und unsere Hoffnung auf baldige Heimkehr stärken. Ist nicht der Lagerkommandant Oberleutnant Kusmin in den letzten Tagen ausgesprochen freundlich, wenn er am Morgen die Meldung der Zugführer vor dem Ausrücken entgegennimmt? Hat nicht Alois, der außerhalb des Lagers russische Frauen frisieren darf, von „skoro damoi“ (bald nach Hause) gehört, und ähnliches kann auch der Schneider bestätigen? Sind es doch nur Parolen? Und auf der Planschatka baut sich der ältere russische Wachsoldat vor unserem Wastl auf und bedeutet ihm, Klavier zu spielen. Er hat erfahren, dass dieser Kaplan ist. „Nemezki pope, njet rabot“. Wir arbeiten an diesem Morgen mit Kuhfuß und Brechstange unter den Melodien deutscher Kirchen- und Weihnachtslieder. Und in den selbstgenehmigten Pausen werden die auf Packpapier gesammelten Rezepte heimatlicher Gerichte eingehend besprochen. Vom westfälischen Panast zum schlesischen Himmelreich, von den



schwäbischen Maultaschen bis zum Schweinsbraten mit Knödeln reichen die Wünsche, die in der Heimat herrliche Genüsse versprechen. Irgendwie ist die Stimmung auf dem abendlichen Rückmarsch heiterer, gelöster. Oberleutnant Kusmin setzt sich an die Spitze der Kompanie. Auf seinen Wunsch singen wir: „Auf dem Dach juhöh, hat der Sperling seine Jungen, wenn der Frühling kommt, fangen sie alle an zu summen“.

In diesen Tagen wird weniger geflucht. Es ist einhellige Meinung, dass eine Räumung des Lagers innerhalb kürzester Zeit vor sich gehen kann. Und da wir nach der Satzung des Internationalen Roten Kreuzes eigentlich gar nicht arbeiten dürften, werden wir sobald wie möglich nach Hause geschickt. Auf der Planschatka stehen dafür leere Züge bereit.

Der mögliche Zeitraum für eine Rückkehr wird immer kürzer und der Weihnachtstag vergeht wie jeder vorhergehende Tag. Nach der oft mit gefrorenen Kartoffeln zubereiteten Suppe, die, weil die meisten die Tagesration Brot am vorhergehenden Abend schon gegessen haben, die einzige Nahrung bis zum Abend bleibt, folgen der Zählappell und der Ausmarsch zur Arbeit. Am späten Nachmittag trotten wir zurück in der Hoffnung, dass das Zählen ohne Probleme vor sich gehen kann. Dann verschwinden wir so schnell wie möglich in unsere Bunker. Endlich kommt dann der ersehnte Aufruf zum Essenholen, immer in der vorher festgelegten Reihenfolge, und das Brot wird mit einer Holzwaage genau ausgewogen. Es wird zum Rösten auf die heiße Ofenplatte gelegt, dann auf einem Brettchen in kleine Stückchen aufgeteilt, mit Zucker bestreut und in großen Abständen andächtig gegessen. Eine Torte könnte niemals besser schmecken. Es ist ganz ruhig im Bunker, die Holz-scheite im Ofen knistern, das Feuer erhellt die müden Gesichter. Wir denken an unsere Lieben, auch sie feiern in dieser Stunde ein nach langen, schweren Kriegsjahren besinnliches Weihnachten.

Die Stille wird plötzlich unterbrochen: „Ein Mann von jeder Brigade zur Küche“. Gespannt warten wir auf die Rückkehr des Kameraden. Und wir können unseren Augen nicht trauen! Für jeden von uns gibt es sieben kreisrunde, knusprige Plätzchen! Hannes, unser Küchenmeister, hat in den letzten Wochen immer so, dass es nicht aufgefallen ist, etwas Mehl, Zucker und Fett

beiseite gelegt, in aller Heimlichkeit gebacken und uns nun diese Überraschung bereitet. Wir freuen uns, wir lächeln und lachen gleichermaßen, wir fühlen uns verbunden mit der Heimat. Vielleicht gibt diese Überraschung auch etwas Kraft, die uns auferlegte Zeit besser zu bestehen. Und wenn wir in dieser kalten Nacht zum sternübersäten Himmel aufschauen, so fühlen wir uns ein wenig geborgen. ❄️

Lichterschein in dunkler Nacht

Die schwarzen, auf einen Haufen zusammengeworfenen Holzkreuze brannten noch, als schon der Traktor vom Schacht „Gorki 3“ angefahren kam.

Kommissar Gupalow saß neben dem Traktorfahrer und rief ihm ins Ohr, wie er zu fahren habe: Erst quer über die Umfassung, dann wenden, wieder über die Fläche, wieder zurück und nochmals quer über das Ganze.

Damit war es getan! Der Kommissar ließ den Traktor halten, sprang herab und blickte, die Hände tief in die Taschen seines Ledermantels geschoben, zufrieden über die Fläche hin. Dann schritt er auf die Baracke 83 zu, die jener Stelle am nächsten lag, drückte mit der Schulter die Türe auf und rief in den Raum: „Jetzt ist Platz, Genossinnen.“ Die Arbeiterinnen, meist Frauen aus dem deutschen Banat, die man in die Bergwerke von Dnjepropetrowsk deportiert hatte, wuschen gerade ihr Essgeschirr aus. Sie hörten, was der Kommissar rief. Aber keine gab Antwort.

„Hört ihr denn nicht?“ schrie Gupalow, dem die Zornesader schwoll, „Ich habe euch vor der Baracke Platz gemacht!“

Die Arbeiterinnen schwiegen noch immer. Der Kommissar blieb auf der Schwelle stehen und lachte. Er lachte so lange, so drohend, bis die Arbeiterinnen begriffen, dass auch sie lachen mussten, wenn sie Schlimmes verhüten wollten.

So lachten sie denn. Gupalow nickte zufrieden und ging. Am anderen Morgen, als die Arbeiterinnen zur Frühschicht antraten, sahen sie, dass der kleine deutsche Soldatenfriedhof, der inmitten des Werksgeländes lag, von den breiten Raupenbändern des Traktors völlig niedergewalzt worden war. Die niedrige Umfriedung, die sie selbst angelegt hatten, war gefallen, der

Platz selbst war eingeebnet, die einzelnen Gräber ließen sich kaum mehr erkennen. Man konnte jetzt tatsächlich, wie Gupalow meinte, den Platz frei überqueren und damit den Weg zum Kohlschacht abkürzen. Die Arbeiterinnen jedoch bogen, ohne dass ein Wort darüber gesprochen worden wäre, um den rechteckigen Platz herum, nicht anders, als stünden die siebenundzwanzig Grabhügel noch auf der zerstörten Fläche.

Einige Wochen später, als der Kommissar Gupalow unerwartet die Baracken des Lagers kontrollierte, bemerkte er, wie die Grubenarbeiterinnen, die eben vom Schacht zurückkamen, noch immer streng um die Fläche des ehemaligen Soldatenfriedhofes herumgingen, ohne diesen Raum zu betreten. Da schrie er wutentbrannt, was sie trieben, sei Sabotage, und wenn sie künftig nicht den direkten Weg zum Schacht nehmen würden, ließe er ihre Rationen kürzen. Gupalow war aber trotzdem nicht ganz sicher, ob sein Befehl ausgeführt werden würde. So ordnete er an, dass der Platz vor der Baracke 83 derart mit Stacheldraht abgesperrt würde, dass nur noch der schmale Weg über die eingeebneten Gräber offen bliebe. Die Arbeiterinnen sahen schweigend zu. Jedes Mal, wenn sie in ihren groben Holzschuhen diese Stelle passieren mussten, dachten sie an jene, die hier in der Erde lagen.

So kam der Abend des 24. Dezember heran. Es dunkelte früh. Nur wenig Schnee bedeckte die Erde. Die Arbeiterinnen saßen schweigend in der Baracke beisammen. Keine wollte die andere daran erinnern, dass dieses der Heilige Abend war. Plötzlich erhob sich in der Ecke eine von ihnen, eine schlanke, hochgewachsene Frau. Schweigend schritt sie durch die Baracke und ging zum Kontrollraum hinüber, um ihre Grubenlampe zu holen. Sie zündete die Lampe an und trat damit ins Freie. Den umzäunten Weg schritt sie vor, bis sie an jene Stelle kam, an der der erste Grabhügel eines deutschen Soldaten gewesen war. Hier schlüpfte sie durch den Stacheldraht und stellte die Lampe auf die bloße Erde nieder.

Die anderen, die ihr zusehen hatten, holten nun gleichfalls ihre Lampen, zündeten sie an und stellten sie der Reihe nach auf die zerstörte Fläche hin. Schließlich brannte an der Stelle jedes Grabes eine Lampe, siebenundzwanzig Grubenlampen der Arbeiterinnen des Schachtes „Gorki 3“ in Dnjeppetrowsk.



Schweigend standen sie nun beisammen und blickten auf die Lichter, die still und unbeweglich durch die große Dunkelheit leuchteten. Es war ein schönes Bild. Wenn man bloß auf die Lichter blickte und alles andere vergaß, konnte man glauben, der kleine Soldatenfriedhof wäre genau so geblieben, wie er damals war, als die Frauen zum ersten Mal dieses Werk betreten hatten.

Dann sangen sie die Lieder der fernen Heimat. Die Frau aber, die als erste ihre Lampe für die Toten entzündet hatte, las die Namen der Gefallenen vor, die sie sich, als die Holzkreuze noch gestanden hatten, aufgeschrieben hatte: „Josef Stelzer, Peter Jobst, Friedrich Weigand, Thomas Berleitner ...“ und so fort, alle siebenundzwanzig Namen.

Natürlich wurde der Vorfall dem Kommissar gemeldet. Die Meinung der Arbeiterinnen, was weiter geschehen würde, war geteilt.

Einige dachten, dass Gupalow sie bestrafen würde. Wahrscheinlich gäbe es vom nächsten Tag an verkürzte Rationen. Wieder andere glaubten, der Kommissar würde, um endgültig Ruhe zu haben, die Toten ausgraben und an anderer Stelle verscharren lassen. Doch nichts dergleichen geschah.

Am anderen Morgen aber kamen Arbeiter, die im Auftrage des Kommissars den Stacheldraht, der den kleinen Soldatenfriedhof verspernte, niederrissen.

Die Grubenarbeiterinnen fassten dies als ein Zeichen auf, dass sie nun wieder den alten Weg rings um die Fläche des Friedhofes nehmen durften. So war es auch. Ja, als sie eines Tages die siebenundzwanzig Gräber wieder instand setzten, hinderte sie niemand daran.

*Leider wissen wir heute nicht mehr, um welchen kleinen Friedhof es sich gehandelt hat, ob die Gräber noch existieren und was aus den Frauen geworden ist (Anmerkung des Herausgebers). **

KAPITEL IV

Weihnachten daheim



Der weitgereiste Christbaum

Es war Kriegswinter 1942/43 und das Weihnachtsfest stand unmittelbar vor der Tür. Ich freute mich schon sehr auf die Weihnachtsferien und die Festtage, die ich in meiner lippischen Heimat im Kreise meiner Lieben verbringen wollte. Die weite und gewiss anstrengende Reise lag mir zwar etwas auf der Seele, denn ich befand mich ja sehr weit von zu Hause entfernt im Salzburger Land. Dort war ich seit geraumer Zeit in Schwarzach-St. Veit tätig, einem bekannten Bahnknotenpunkt im Pongau.

Ich wohnte im idyllisch gelegenen Höhenluftkurort St. Veit. Aus meinen Fenstern hatte ich einen zauberhaften Blick über das tiefverschnittene Salzachtal auf die gegenüberliegenden Bergriesen der Hohen Tauern. Wieder einmal stand ich am Fenster und genoss die wunderbare Aussicht. Dabei gingen mir allerlei Gedanken durch den Kopf, die alle die bevorstehende Reise betrafen.

Da kam mir meine liebe Oma in den Sinn. Sie lebte ganz allein in einem Deisterstädtchen in der Nähe von Hannover. Warum konnte ich nicht einen kleinen Umweg machen und sie auf der Hinreise besuchen? Woher aber sollte ich so schnell ein Geschenk nehmen? In Kriegszeiten ist das Schenken eine schwierige Sache. Ich grübelte und grübelte und hatte dann schließlich die rettende Idee: „Ich bringe meiner lieben Oma einen kleinen Christbaum mit!“ Wie ich wusste, hatte sie in den letzten Jahren keinen Baum mehr aufgestellt. Dabei ist Weihnachten ohne Christbaum doch kein richtiges Weihnachtsfest! Ich setzte mich mit Robert, dem jüngsten Sohn meiner Hauswirtin Frau Kronberger, in Verbindung. Robert war ein 13-jähriger Schüler und besorgte mir, auf legale Weise natürlich, bei einem Bergbauern einen zierlichen Tannenbaum, genau in Koffergröße. Ich band ihn zusammen und befestigte ihn am Koffergriff. Nun konnte die Reise mit dem Christbaum im Gepäck beginnen.

Die Fahrt verlief zunächst ohne Probleme. Das Umsteigen auf den Bahnhöfen von Salzburg und München war durch das Gedränge zwar etwas beschwerlich, aber mein Tannenbaum blieb unbeschädigt. Nun saß ich im Zug, der mich nach Norden brachte. Kurz vor Hameln geschah es dann. Mit kreischenden Bremsen blieb der Zug plötzlich auf einem Nebengleis stehen. Was war passiert?

Die alte Dampflok war am Ende und schaffte die Weiterfahrt nicht mehr. Wir Reisende mussten auf eine neue Maschine warten. Zwei Stunden dauerte die Wartezeit und es wurde eisigkalt in den Waggonen. Endlich kam die Ersatzmaschine angeschnauft, wieder eine uralte Dampflokomotive mit einem Flakgeschütz hinter dem Tenderwagen. Die Züge waren damals wegen der Tiefflieger alle so ausgestattet. Glücklicherweise waren wir von Angriffen verschont geblieben.

Mitten in der Nacht kam unser Zug im Bahnhof von Hameln an. Alle Anschlusszüge waren natürlich fort und wir mussten die Nacht im Bahnhof zubringen. Gott sei Dank war ein Wartesaal noch geöffnet und er war sogar geheizt! Das Restaurant hatte geschlossen. Zu essen und zu trinken gab es nichts mehr. Mein sparsam belegtes Butterbrot hatte ich längst gegessen und mich quälte der Hunger. Eine Arbeitsmaid, die auch in den Weihnachtsurlaub fuhr, bot mir aus ihrer Plätzchentüte an, die sie von ihrem Bauern geschenkt bekommen hatte. Das war meine Rettung.

Nun galt es, die Nacht zu überstehen. Ich folgte dem Beispiel der anderen Mitreisenden, stellte drei Stühle hintereinander und legte mich auf die so entstandene Liegestatt. Mit meinem Mantel deckte ich mich zu und als Kopfkissen diente mir meine Handtasche mit der Geldbörse, dem Ausweis und den wichtigen Lebensmittelkarten. Mit der einen Hand hielt ich den Koffer fest und ließ den Baum auch nicht aus den Augen. Geschlafen habe ich kaum in dieser Nacht und in aller Herrgottsfrühe saß ich schon wieder im Zug nach Haste. Am Zielort Rodenberg am Deister angekommen, hatte ich noch einen halbstündigen Fußmarsch zu bewältigen. Ich ging quer durch das Städtchen, dann den halben Windmühlenberg hinauf. Endlich war ich in der Windmühlenstraße angekommen. Meine Oma fiel aus allen Wolken, als sie

mich mit dem Baumkoffer in der Tür stehen sah. Sie war eben aufgestanden und beendete gerade ihre Morgentoilette mit dem Kämmen. Als Kind schon hatte mich dieser Vorgang interessiert, denn die Prozedur wurde immer mit dem Einflechten eines „Falschen Wilhelms“ (falscher Haarknoten) abgeschlossen. Sie setzte mir sofort ein Frühstück vor. Es gab sogar ein Ei zum Brot. Dann steckte sie mich ins Bett und ich schlief bald tief und fest. In der Mittagszeit weckte sie mich zum Essen. Ich weiß es noch wie heute: Es gab Frikadellen, Möhrengemüse, Kartoffeln und als Nachtisch Schokoladenpudding mit Vanillesoße!

Für mich war das ein fürstliches Mahl und ich ließ es mir schmecken. Die arme Oma hatte ihre Fleischmarken dafür opfern müssen. Während des Essens fielen mir schon die Augen zu, ich legte mich wieder zu Bett und schlief weiter.

Es dunkelte, als die Oma an meinem Bett saß und mich erneut weckte: „Kind, willst Du denn gar nicht wach werden und immer weiterschlafen?“, sagte sie. Schuldbewusst stand ich auf und half ihr beim Losbinden des Tannenbäumchens. Jetzt tauchte ein neues Problem auf. Es gab keinen Tannenbaumständer und kaum noch Christbaumschmuck. Wir suchten einen Blumentopf und füllten ihn mit Erde, die wir in einer geschützten Ecke des Gartens neben dem Schnee fanden. Es war zwar eine wackelige Angelegenheit, aber wir fanden keine bessere Lösung. Zwei rote Kügelchen und drei verbogene Kerzenstummel, dazu einige Wattetupfer als Lamettaersatz, das war unser Christbaumschmuck. Vorsichtig zündeten wir die Kerzen an und sangen leise „Stille Nacht, Heilige Nacht“. Meine Oma schloss mich gerührt in die Arme und weinte. „Kind, ich danke Dir, dass Du an mich alte Frau gedacht und den Christbaum auf der weiten Reise mitgeschleppt hast“, sagte sie. Ich sah auf das armselige Bäumchen, die verbogenen Kerzen und den spärlichen Christbaumschmuck.

Tiefe Freude erfüllte mein Herz und noch heute nach vielen Jahrzehnten denke ich immer in der Weihnachtszeit an jenes kümmerliche Christbäumchen zurück, dessen warmer Kerzenschein uns für kurze Augenblicke die dunkle Kriegsweihnacht erhellt hatte. *

Weihnachtsbild

Im Sommer 1944 lag ich hochschwanger im Säuglingsheim zu Immenstadt, einer kleinen beschaulichen Stadt am Rande der Alpen und erwartete die Geburt meines zweiten Kindes und die Heimkehr meines Ehemannes. Mein Mann war in diesem Sommer an der russischen Front stationiert und wollte zur Geburt unseres Kindes Heimaturlaub nehmen, um bei uns zu sein. Er hatte bereits früher kommen wollen, doch ein Kamerad hatte ihn gebeten, ihm den Vortritt zu lassen, da dieser seine in der Heimat wartende, ebenfalls hochschwängere Braut heiraten wollte. So kam es, dass mein Mann, als ich das Kind, einen Jungen, gebar, noch in der Ferne weilte, was mich sehr traurig stimmte.

Kurze Zeit nach der Geburt erhielt ich einen Brief von ihm. Er schrieb mir, dass nun auch sein zweiter Versuch, uns zu besuchen, gescheitert sei. Er hätte bereits alle seine Sachen gepackt gehabt und sei schon auf dem Weg zum Bahnhof gewesen. Da erreichte ihn die Nachricht, dass eine Urlaubssperre verhängt worden sei und er nicht zu mir und unseren Kindern nach Hause fahren dürfe. Ich vermisste meinen Mann, hatte ich mir doch so sehr gewünscht, dass die Familie doch wenigstens für kurze Zeit zusammen sein könnte. Wir haben uns, wie auch schon in der Zeit zuvor, viele Briefe geschrieben, so waren wir zumindest auf diese Art „zusammen“.

Vor Weihnachten hatte mir mein Mann geschrieben, dass er gerne ein Foto von mir und unseren beiden Söhnen Luis und Peter, so nannten wir den Jüngeren, haben möchte. So habe ich uns also zurechtgemacht, die gute Kleidung angezogen und bin mit den beiden Buben zum Fotografen gegangen. Es ist ein schönes Bild geworden, das ich dann sogleich meinem Mann geschickt habe. Ich habe nie erfahren, ob ihn das Foto von uns, seinen Lieben, erreicht hat. Einen letzten Brief habe ich von ihm erhalten, datiert auf den 10. Januar, in dem aber nichts über das Bild geschrieben stand.



Erst im April 1947, nach vielen Monaten der Ungewissheit, habe ich schließlich von offizieller Seite erfahren, dass mein Mann in russische Gefangenschaft geraten und in einem Lager bei Przemysl, einer polnischen Stadt an der Grenze zu Russland, im Juli 1945 an den Folgen der harten Bedingungen gestorben ist. Etwas später wurde mir bekannt, dass bereits Ende 1946 Leute aus Immenstadt vom Tod meines Mannes wussten, mir dies aber verheimlicht hatten. Es war die Schwester eines Sanitäters, die durch einen Brief ihres Bruders vom Tod meines Mannes erfahren hatte. Ihr Bruder war im gleichen Gefangenenlager bei Przemysl gefangengehalten worden wie mein Mann.

Mein Mann, den ich sehr geliebt habe und es auch heute noch tue, hat seinen jüngsten Sohn nie gesehen. Ich weiß bis heute nicht, ob ihn nicht zumindest das Weihnachtsbild von uns erreicht hat, bevor er Opfer dieses grausamen Krieges wurde. *

Das Waldhorn

Schwarz hängt der Rauch über der zerbombten Stadt. Es will gar nicht Tag werden heute, wo der Schrecken der vergangenen Nacht noch in den Herzen der Menschen nachzittert. Wann wird sie wieder heulen, die Sirene, und unsere hastenden Hände lahm legen, die kaum aufhören dürfen, Fenster und Türen zu vernageln, Schutt auszuräumen und die klaffenden Wunden des Daches mit aufgelesenen Ziegeln, Brettern und Zeltbahnen notdürftig zu verkleiden? Wenigstens einen Raum möchte man heute noch so aufräumen, dass er einigermaßen warm und wohnlich ist. Wohnlich? Weiß vom Kalkstaub überzogen, wie bereift hängt unter der Lampe ein Tannenzweig mit einem ausgesägten und bemalten Holzengelchen daran – von den Buben gebastelt. Ja, von den Buben!

Wie verloren, verbeult und verstaubt liegt eine Blechdose mitten im Zimmer. Ach ja, die Weihnachtsgutsle, wenig diesmal und Kriegsrezept, aber mit Liebe gebacken und warten auf – ja worauf eigentlich, wo jeder neue Tag ein Geschenk, eine Gnadenfrist auf unbestimmte Zeit ist? Das Leben geht weiter, auch wenn es mühselig und beladen ist. Schnell ist die Dose abgewischt und steht wieder wie gestern Abend auf dem Tisch unter dem verstaubten Engel.

Ich schrecke zusammen, denn plötzlich steht jemand hinter mir und spricht: „Mutti, wie gut, dass Du noch lebst und unser Haus auch noch steht. Habe ich dich erschreckt? Aber die Türen standen alle offen! Hast Du mich nicht kommen hören? Ein doller Mist, diese Bomberei! Und nicht mal heute zum Heiligen Abend Urlaub, wo wir doch schon zwei Wochen lang erhöhte Alarmbereitschaft haben. Zu Weihnachten werden sie doch nicht gerade kommen. In den letzten Jahren war immer Ruhe an den Festtagen. Hatte mich schon so gefreut, daheim bei Dir unterm Christbaum zu sitzen. Und dann die elektrische Eisenbahn, wo ist die eigentlich? Ist ja auch egal, aber schön wärs doch gewesen. Dass die Amis uns gerade noch heute in den

Morgenstunden solchen Christbaum hinsetzen mussten! Total zusammengehauen haben sie die ganze Gegend. Nur gut, dass wir eine Feldstellung hatten und nicht mehr auf dem Dach der Schule saßen. Dann wären wir alle hin.“

Ich streiche dem hochaufgeschossenen, rauchgeschwärzten Jungen über die eingefallenen Wangen: „Hast Du denn gar keine Angst gehabt, Heinerle, wo es so furchtbar war? Weißt Du, die Angst bis man endlich weiß, was eigentlich passiert ist. Kein Telefon, keine Bahn in Betrieb und nun bist Du wieder Stunden durch die brennende Stadt gelaufen, um zu sehen, wie es uns geht. Ich bin ja so glücklich, dass ich weiß, dass Du lebst und gesund bist, heute zum Heiligen Abend.“

Der große Junge in der viel zu weiten Luftwaffenhelfer-Uniform schaut unruhig nach der Uhr: „Mutti, sieben Stunden ausschlafen sollten wir, dann müssen wir wieder Wache schieben. Aber ich musste doch erst wissen, wie's hier aussieht nach dieser Nacht. Und mein Waldhorn wollte ich auch noch holen, wo wir doch heute keinen Urlaub kriegen.“

Schnell packe ich einige Kerzen, Äpfel und Nüsse in eine Tüte und stelle dazu die verbeulte Dose mit dem Weihnachtsgebäck: „Falls Ihr heute Abend ein Bäumchen habt und etwas Ruhe“, sage ich nur noch, und schon sehe ich meinen Jungen mit großen Schritten die Stiege hinunterspringen. In der einen Hand trägt er die alte Schultasche mit den Weihnachtssachen, unter dem anderen Arm das Waldhorn.

Düster und grau wie dieser rauchverhangene Tag erwachte, senkt sich die Nacht über die wunde Stadt. Noch immer werden Trümmer geräumt, Ruinen stürzen krachend in sich zusammen und warnende Stimmen rufen durch das undurchdringliche Schwarz einer verdunkelten Stadt. Nur hier und da glimmt ein schwelender Balken noch einmal auf und wirft sein zuckendes Licht über die Schatten von Menschen, die nach letzter Habe schürfen. Wer weiß, wie spät es ist in einer Stadt, in der keine Uhr mehr schlägt? Wer weiß, was für ein Tag zur Ruhe geht, wo kein Kalender an der Wand mehr zeigt, ob die Zeit weitergeht oder vielleicht ihr Ende gekommen ist? Leise tickt im Bunker der Wecker des Luftwarndienstes und schläfrige sitzen die Schüler in

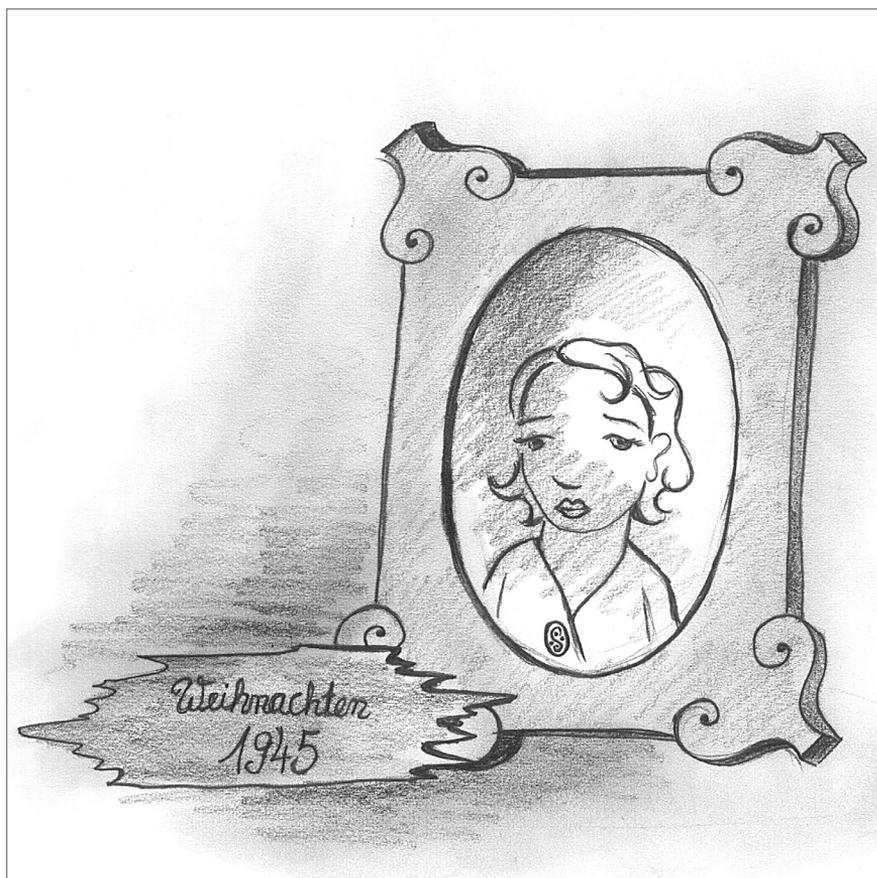


Uniform herum. Sie sind zu müde, um noch zu denken, wie es wäre, wenn sie vielleicht daheim wären. Stunde um Stunde vergeht. Nichts. Kein Kuckucksruf aus der Leitung, kein Voralarm, keine Vorwarnung. Wachablösung! Geräuschvoll stolpern die Sechzehnjährigen in den Bunker. Sie kommen aus der Stadt. Kommen noch aus Häusern, wo schon am späten Nachmittag hinter dichtgemachten Fenstern ein Weihnachtsbaum gestrahlt, ein Glühpunsch oder Heißgetränk die müden Herzen ermuntert hat und die Dankbarkeit eines alarmfreien Tages Groß und Klein froh, fast übermütig werden ließ. Sie erzählen hastig, lachen und wünschen den aufbrechenden Kameraden trotz allem fröhliche Weihnachten! Händeschütteln – Macht's gut!

Draußen lastet das undurchdringliche Dunkel, und man weiß nicht, ob über dem rauchgeschwängerten Dunst noch Sterne blinken.

Aber auf dem öden Platz vor der Flak-Stellung tut sich was. Wortwechsel hin und her, schläfriges Gähnen dazwischen, aber dann auf einmal etwas ganz Unerhörtes! Erst vorsichtig, dann immer mehr anschwellend ertönt das Lied von der „Stillen, Heiligen Nacht“. Niemand singt, niemand weiß, woher es kommt und wie es wieder verklingt. Aber alle durchzuckt es wie ein Strahl, der plötzlich Licht ins Dunkel bringt. Aus tot geglaubten Mauern drängt es herbei, kriecht aus den Kellerlöchern der Ruinen, aus den mangelhaft verkleideten Fenstern und Türen und sucht nach der frohen Botschaft in der Finsternis. Menschen tasten sich durch die Dunkelheit. Alte Männer, Frauen, Kinder, die nicht mehr wussten, dass heute Weihnachten ist. „Ihr Kinderlein kommet, kommet ihr Hirten, ihr Männer und Frauen“, frohlockt das Waldhorn in der Nacht, die die „Heilige“ heißt. Alles lauscht ergriffen dem neuen Wunder dieser Weihnacht. Lied auf Lied verklingt, alles schweigt und lauscht in die Stille der Nacht. Als das Waldhorn verstummt, drängen sie alle herbei und drücken dem Spieler dankend die Hand. In jede Kinderhand aber steckt er einen Apfel und ein paar Gutsle aus einer angebeulten Blechdose.

„Mutti“, sagt am Zweiten Weihnachtstag der Luftwaffenhelfer, „das war mein schönster Christabend. Es war doch gut, dass ich mein Waldhorn holte. Und jetzt schaue ich mal nach meiner elektrischen Eisenbahn, denn ich habe zwölf ganze Stunden Urlaub“. ❄



LIESEL BERGHAUSEN

Kleines Holzstück – große Erinnerung

Wer sich zu jener Zeit, als die Front schon beängstigend näher rückte, noch in Köln aufhielt, ohne berufstätig zu sein, wurde im November 1944 zwangsevakuiert. Meine Mutter zählte zu dieser Personengruppe. Mein Vater war in Halle dienstlich tätig, ich arbeitete bei den Ford-Werken. Mein Bruder war schon Weihnachten 1942 in Rostow/Don verstorben.

Der Tod meines Bruders hatte meine Mutter seelisch und körperlich stark mitgenommen. So wäre es nicht zu verantworten gewesen, sie nun alleine in die Evakuierung zu schicken. Ich beantragte daher bei den Fordwerken Sonderurlaub, um meine Mutter bis zu ihrem Zielort begleiten zu dürfen. Dies wurde mir auch bewilligt.

So landeten wir Ende 1944 auf einem niedersächsischen Bauerndorf. Ende 1944 verschob die sogenannte „Ardennen-Offensive“ den Frontbereich nochmals westwärts. Deshalb bekamen wir (und andere) die Erlaubnis, noch mal nach Köln zu fahren, um „Sachen zu holen“.

Diese Gelegenheit nahmen wir wahr und kamen so am Heiligen Abend 1944 in unserer Wohnung in Köln an. Wir wohnten in einem großen Zwölf-Familienhaus. Von den etwa 40 Bewohnern wohnten nur noch zwei Männer, die beruflich noch gebunden waren, im Haus. Man kann sich vorstellen, wie erfreut diese beiden waren, als wir sie zu einem gemeinsamen Heiligen Abend einluden.

Der Morgen des 1. Weihnachtsfeiertages 1944 brachte uns einen strahlend blauen, wolkenlosen Himmel. Allerdings näherten sich wieder Fliegergeräusche, die uns nicht mehr von Sirenen angemeldet wurden, weil die schon lange nicht mehr funktionierten. Aber wir vier wussten ja, was die Geräusche zu bedeuten hatten und gingen in den Keller.

Weil es aber verhältnismäßig ruhig blieb, gingen wir an die Hoftür, und was sahen wir? Mehrere Flugzeuge, allerdings in so beträchtlicher Höhe, dass wir ihre Herkunft nicht erkennen konnten, standen am klarblauen Himmel. Als sie wieder verschwunden waren, bot sich ein besonderer Anblick. Wahrscheinlich aus dem Licht irgendwelcher Scheinwerfer bildete sich am hellen Himmel ein riesiges, leuchtendes Schachbrett, das nach kurzer Zeit wieder verschwand. Was mag das wohl gewesen sein?

Nach wenigen Tagen waren wir wieder in Niedersachsen und ich wurde dort zur Luftwaffe eingezogen. Der Sommer 1945 ging vorüber und zum Spätherbst fand mein Vater wieder zu uns. Nachdem er einen Schlaganfall

erlitten hatte, war er jedoch ein gebrochener Mann. So bewohnten wir nun mit drei erwachsenen Menschen zwei winzig kleine Zimmer, aber wir hatten uns wieder.

Schließlich kam das Weihnachtsfest 1945 und damit der Vormittag des Ersten Weihnachtstages. Meine Mutter war mit der Zubereitung unseres bescheidenen Mittagessens beschäftigt, mein Vater lag im Bett und da meinte meine Mutter zu mir: „Mädel, geh´ doch ein bisschen an die frische Luft“. Also folgte ich ihrer Aufforderung.

Das Haus, in dem wir wohnten, lag an einer Ausfallstraße, die aus dem Dorf führte und war bis zum anschließenden Wald von Birkenbäumen gesäumt. Diese Straße bin ich in meiner Einsamkeit entlang gewandert. Ich hob unterwegs ein Stück Birkenrinde vom Boden auf, das ich nach meiner Heimkehr meiner Mutter als kleines „Geschenk“ überreichte. Und was tat sie? Sie nahm ein spitzes Messer und schnitzte in das kleine Holzstück hinein: „Weihnachten 1945“. Dieses kleine Stück Birkenrinde mit der Datierung steht heute noch am Bild meiner Mutter. ❄

Abschied von Maria

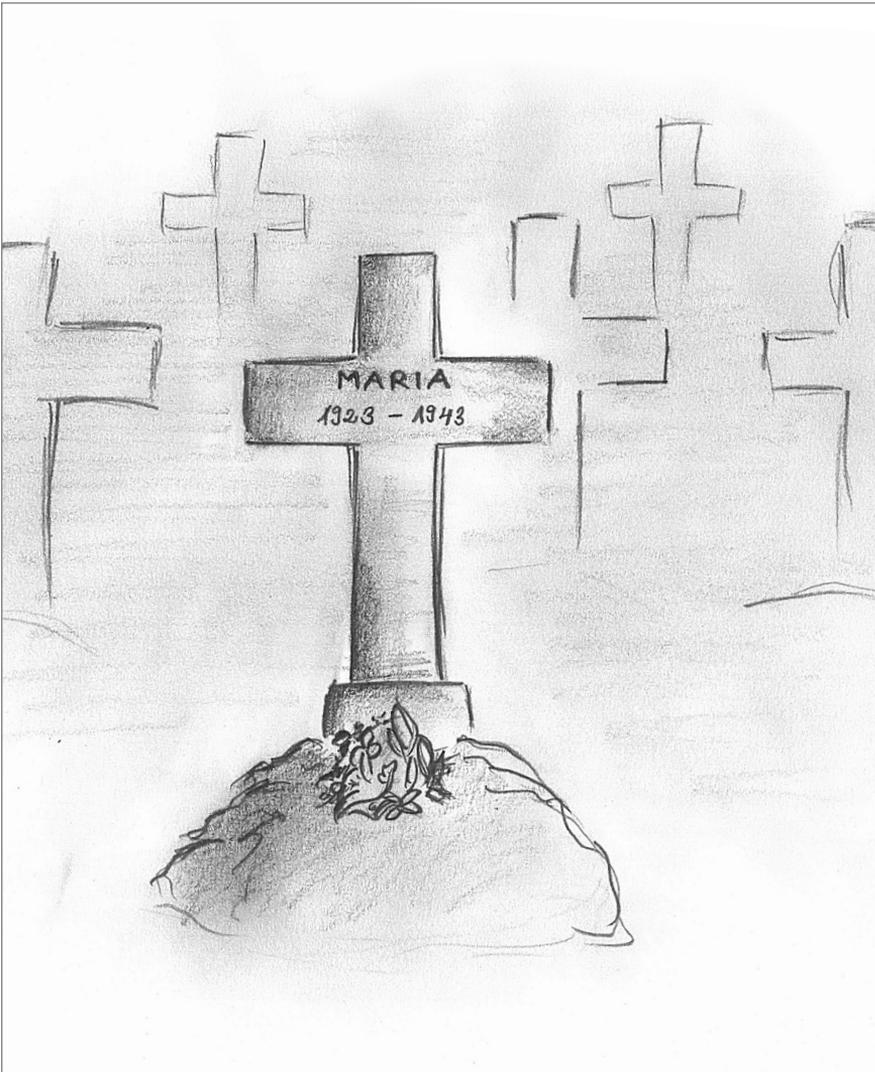
Weihnachten 1943 war ein trauriges Fest. Vater und Bruder waren im Feld. Aber wir feierten immer zusammen mit den Großeltern. Sie hatten eine junge Ukrainerin aufgenommen. Diese war im Sommer zuvor als Arbeitskraft an den Großvater, der eine Landwirtschaft betrieb, verwiesen worden.

Sie hieß Maria, hatte keine Eltern mehr und war vom Felde weg auf einen Lastwagen verladen und nach Deutschland verfrachtet worden. Maria war ein hübsches und sehr liebes Mädchen von zwanzig Jahren. Sie hatte großes Glück. Denn der Großvater, der aus einer Familie stammte, die vor vielen Jahren nach Russland ausgewandert war, sprach natürlich Russisch. Und so fand Maria, die keine andere Sprache konnte, gleich Anschluss.

Der Großvater musste übrigens vor seiner Rückwanderung nach Deutschland noch seinen Militärdienst in Sibirien absolvieren und konnte viel erzählen. Maria lebte gern bei uns und lernte nach und nach ganz gut Deutsch. Sie wollte, so war es ausgemacht, nach dem Krieg bei den Großeltern bleiben.

Ein halbes Jahr später geschah das Unglück. Maria war mit dem Fahrrad unterwegs, als sie von einem Lkw erfasst und zu Tode geschleift wurde. Zwangsarbeiter wurden damals üblicherweise schlicht verscharrt. Aber der Großvater kaufte eine Grabstelle und veranlasste eine richtige Beerdigung. Zu der kamen außer unserer Familie und den Nachbarn viele Ukrainer aus einem nicht weit entfernten Lager, in dem auch ein Cousin von Maria lebte, den sie sonntags ab und zu besucht hatte.

Es fand eine große Trauerfeier in der Kirche statt. Unser Pastor war sehr engagiert und wandte sich zuletzt mit ein paar russischen Worten, die er aus russischer Kriegsgefangenschaft mitgebracht hatte, an Marias Freunde. Es war ein großes Weinen. Anschließend gab es eine große Kaffeetafel für alle. Die



Behörden hielten sich zurück, wohl weil auch viele Deutsche an der Beerdigung teilgenommen hatten.

Mir ist dieses Erlebnis wegen der liebenswerten Maria, aber auch als eine Besonderheit im Gedächtnis geblieben, die es damals wohl ganz selten in Deutschland gab. ❄

Mein schönstes Weihnachtsfest

Es war Kriegsweihnacht 1943. Damals lebte ich mit meinem zweijährigen Sohn in einer kleinen Stadt bei Berlin. Wir wohnten bei einem alten Malermeister in einer sehr bescheidenen Wohnung, mit einem Plumpsklo auf dem Hof.

Heiligabend dunkelte heran. Mein kleiner Sohn war aus dem Mittagsschlaf erwacht. Er stand in seinem Bettchen auf und sah erstaunt in den Schein der vier Kerzen des Adventskranzes, der auf dem Tisch stand.

Ich hob den Jungen auf, zog ihn an und kauerte mich in den Sessel. Ich schmiegte ihn fest auf dem Schoß an mich. Ich war auf ein einsames Fest gefasst. So saßen wir beide da und schauten in den Kerzenglanz. Ich war versunken in trübe Gedanken.

Da hörte ich schwere Schritte die Treppe hinaufpoltern. Es klopfte laut an der Tür. Ich öffnete und vor mir stand lachend mein Mann! Er trug einen Sack über der Schulter. Das war eine freudige Überraschung! Wir fielen uns in die Arme! Unser Sohn schrie auf vor Schreck, hatte er diesen großen Mann im Soldatenmantel doch noch nie gesehen, und klammerte sich angstvoll an mich. Es dauerte lange, bis ich ihn beruhigen konnte. Mein Mann hatte überraschenderweise Urlaub bekommen. Es war das schönste Weihnachtsgeschenk für mich!

Dann packte er den Sack aus! Zum Vorschein kamen Kuchen und Kekse, die die Mutter gebacken hatte, und Spielzeug für den Enkel. Das waren Kostbarkeiten in dieser kargen Zeit! Jetzt begann Weihnachten für uns. Mein Mann holte seine geliebte Geige hervor und spielte Weihnachtslieder, die ich leise mitsummte. Das Kind saß auf meinem Schoß und beschäftigte sich mit seinem neuen Teddybären. Wir freuten uns sehr über die Liebesgaben der Mutter und das unverhoffte Glück unseres Beisammenseins. Weihnachts-

frieden zog in unsere Herzen ein und ließ uns für eine Weile die grausame Gegenwart des Krieges vergessen.

Dieser Abend sollte das erste und letzte gemeinsame Weihnachtsfest für unsere kleine Familie bleiben. Mein Mann ist am 8. September 1944 in Frankreich gefallen. Er ruht auf dem großen Soldatenfriedhof in Andilly bei Nancy. *



KAPITEL V

Kinder im Krieg

Glück und Traurigkeit

Weihnachten 1939 ist das erste und schönste Weihnachtsfest, das mir aus meiner Kindheit in Erinnerung geblieben ist. Es war schon Krieg, unser Vater war seit September nicht mehr zu Hause. Weil er schon im Ersten Weltkrieg gekämpft hatte, kam er zu den Landesschützen. An Heiligabend kam er jedoch unverhofft für mehrere Tage auf Urlaub.

Die Freude war bei unserer Mutter, meinen drei Geschwistern und mir verständlicherweise groß, zumal meine jüngste Schwester gerade erst drei Monate alt war. Wir feierten zusammen ein sehr schönes, wenn auch einfaches und bescheidenes Fest.

Ich entsinne mich, dass ich mit Vater am ersten Weihnachtstag die Heilige Messe, die „Ucht“, besuchen durfte. Anschließend gingen wir zur Großmutter, frühstückten dort und freuten uns auf die ersten Geschenke. Für die damaligen Verhältnisse wurden wir von unserer Oma und den Tanten reichlich beschenkt. Auch zu Hause warteten natürlich Geschenke. Sie lagen unter dem bunt geschmückten Weihnachtsbaum in der guten Stube. Vater hatte den Baum noch am Heiligabend mit bunten Kugeln, viel Lametta, Wunderkerzen und Engelhaar geschmückt. Abends sangen wir zusammen die schönen alten Weihnachtslieder. Der Schoß des Vaters war dabei meistens von uns Kindern belegt und wir fühlten uns sehr geborgen. Es war ein schönes und für meine Mutter, meine Geschwister und für mich unvergessenes Weihnachtsfest.

1941 und 1942 erlebten wir hingegen sehr traurige Weihnachten. Im Oktober 1941 wurde unser Vater nach Russland versetzt. Vaters Briefe, die ich alle bis heute aufbewahrt habe, kamen jetzt aus Winniza/Ukraine. Weihnachten ohne Mann und Vater, das war für uns unvorstellbar. An den Weihnachtstagen dieser beiden Jahre weilten unsere Gedanken bei ihm, er fehlte uns. Ende Dezember 1941 erhielten wir Vaters Brief, den er Heilig-

abend geschrieben hatte. Unter anderem schrieb er: „Bin soweit noch immer gesund und munter, nur dass ich heute Abend hier sein muss, statt zu Hause bei Euch, macht mich traurig. Ich teile aber das Los mit Millionen von Kameraden. Wir haben hier sogar einen Weihnachtsbaum, Äpfel haben wir daran gehängt, sogar Lametta und eine defekte Glaskugel konnten wir auf-treiben. Vier Kerzen haben wir geteilt und schon hatten wir acht. Die Kompanie bescherte uns mit Bonbons, Plätzchen, Zigaretten und Schoko-lade, sogar Bohnenkaffee gab es. Es ist mir schon etwas eigenartig zumute, wir hier in Russland und ihr allein zu Hause. Jedenfalls wollen wir hoffen, dass es das letzte Mal ist, dass wir Weihnachten getrennt erleben müssen.“

Vaters Hoffnung, die auch die unsere war, blieb unerfüllt. Am 24. Januar 1942 starb er an Flecktyphus. So beginnngen wir 1943 das traurigste Weih-nachtsfest unseres Lebens. *



Das schönste Geschenk

Die Adventszeit war die schönste Zeit im Pfarrhaus. Wenn abends das Feuer im schwarzen Ofen brannte, versammelten wir uns um den großen ovalen Tisch. Mein Vater las uns Kindern jeden Abend eine Weihnachtsgeschichte vor. Danach hatten wir drei Kleinen eiligst zu verschwinden. Nur Mama kam noch zum Beten und Gute- Nacht-Sagen zu uns herauf ins Schlafzimmer.

Erst viel später erzählte uns unsere Mutter, welche Betriebsamkeit dann im Wohnzimmer herrschte. Zunächst wurde geplant, entworfen, gezeichnet. Die Zeichnungen wurden auf Sperrholzplatten übertragen. So entstand nicht nur die Weihnachtskrippe, bei der keine wichtige Figur fehlte, sondern auch der Bauernhof meiner Großeltern. Das gute Esszimmer meiner Mutter aus Kirschbaumholz bastelte mein Vater im Kleinformat für uns Mädchen. Das Puppenschlafzimmer und eine Burg für meinen Bruder waren seiner Fantasie entsprungen.

Auf die Sommerferien freuten wir Kinder uns besonders, denn dann fuhr die ganze Familie zu den Großeltern, die auf dem Bauernhof lebten. Mitten in die Freude platzte 1939 der Gestellungsbefehl für meinen Vater. Mit dem nächsten Zug fuhren meine Eltern nach Hause, damit mein Vater noch die Mirabellen und Reineclauden von den Bäumen holen konnte, bevor er einrücken musste.

Ich war damals sieben Jahre alt. Von nun an kam unser Vater nur noch zu Besuch. Wir waren sehr glücklich, dass er immerhin an Weihnachten kommen durfte, da er drei Kinder hatte.

Anfang Dezember 1941 kam ein Feldpostbrief aus Frankreich. Er schrieb, dass er leider dieses Jahr an Weihnachten nur in Gedanken bei uns sein könne. Unserer Mutter kullerte eine Träne über die Backe. Wir Kinder stan-

den hilflos neben ihr. Doch bald waren wir durch Schule, Hausaufgaben und Freunde abgelenkt. Täglich übten wir Weihnachtslieder auf dem Klavier. Jeder lernte ein Weihnachtsgedicht. „Für wen, wer hört uns zu?“, fragten wir unsere Mutter. Sie versicherte uns immer wieder, dass Oma bestimmt kommen würde. Schließlich versprach sie, dass wir dieses Jahr den Weihnachtsbaum schmücken dürften, nur wir drei, weil Papa nicht da sei, der das immer gemacht hätte.

Der 24. Dezember kam. Schon beim Frühstück wurden wir uns einig, dass der Baum so aussehen sollte, als ob Papa ihn geschmückt hätte. Dann verteilte mein Bruder die Aufgaben. Ich, als die Kleinste, sollte das Lametta verteilen. Die silbernen Kugeln würde meine Schwester aufhängen. Er selbst wollte die weißen Kerzen aufstecken und die Christbaumspitze befestigen. Wir fragten unsere Mutter, ob wir gleich nach dem Frühstück anfangen könnten. Sie sagte uns aber, dass wir am Vormittag, wie immer, Tüten mit Äpfeln und Gebäck zu den Kranken und Alten unserer Gemeinde bringen müssten. Nach dem Mittagessen hieß es, dass wir alle drei zum Bahnhof gehen und die Oma abholen sollen. Meine Schwester wollte wissen, wann wir den Baum schmücken sollen. Mutter sagte, dass wir das danach machen könnten. Murrend schlüpfen wir in die Schnürstiefel und zogen die grünen Lodenmäntel an. Mütze, Schal und Handschuhe sollten uns zusätzlich wärmen. Dann zogen wir los.

Wie jedes Jahr waren die Züge an Weihnachten überfüllt. Sonderzüge wurden eingesetzt. Alle hatten Verspätung. Frierend standen wir an der Sperre. War ein Zug angekommen, spähten wir angestrengt in die Unterführung, bis keine Schritte mehr zu hören waren. Mit dem Sonderzug kam auch keine Oma. Ich hatte kalte Hände und Füße und jammerte. Mein Bruder schlug vor, in den Bahnhof zu gehen, bis der nächste Zug gemeldet würde, dort seien wir vor dem scharfen Wind geschützt.

Als wir Oma endlich in der Menschenmenge die Treppe heraufkommen sahen, winkten wir ihr freudig zu. Langsam arbeitete sie sich mit ihrem kleinen schwarzen Koffer bis zur Sperre vor. Mein Bruder nahm ihr das Gepäckstück ab und lief voraus. In aller Eile erklärten wir Oma, dass wir den Christ-

baum schmücken dürften, sobald wir zu Hause angekommen seien. Sie sagte, dass sie traurig sei, weil unser Vater nicht kommen könne, versicherte uns aber, dass der Baum bestimmt sehr schön würde.

Wir brauchten viel zu lange für den Heimweg. Mit unseren Blicken sagten wir uns, dass Oma nicht schneller könne. Unsere Mutter empfing uns im Flur und sagte, dass wir mit Oma in die Küche gehen sollten, dort stehe der Kaffee für sie. Wir wollten wissen, wann wir endlich den Baum schmücken dürften. „Das Weihnachtszimmer ist geschlossen“, sagte sie und schmunzelte geheimnisvoll. Wir wurden wütend: „Aber du hast uns versprochen, dass wir den Baum schmücken dürfen. Das ist gemein! Du hast uns angelogen! Nie mehr glauben wir dir etwas! Nur weil wir so lange auf Oma warten mussten, hast du den Baum selbst geschmückt!“ Mutter verließ die Küche. Sie überließ es Oma, uns zu beruhigen.



Draußen war es längst dunkel, als das vertraute Weihnachtsglöckchen ertönte. Wir gingen mit Oma durch das Wohnzimmer, in dem auch dieses Jahr die Spielsachen aufgebaut waren. Die Tür zum Amtszimmer stand offen. Kerzenschein leuchtete uns entgegen. Mutter spielte wie jedes Jahr „Ihr Kinderlein kommet“ auf dem Klavier. Ihr strahlendes Gesicht wetteiferte mit den Kerzen am Klavier. Wollte sie damit unseren Groll besänftigen, unsere mürrischen Gesichter aufhellen?

Durch eine Kopfbewegung lenkte sie unsere Blicke in die dunkle Ecke, dort wo das Sofa stand. „Papa!“, jubelten wir alle drei und stürzten uns auf ihn. Er war mit einem Urlaubszug gekommen und sofort mit einem Taxi nach Hause gefahren. Wir mussten uns in dieser Zeit im Bahnhofsgebäude aufgehalten haben.

Dass dies unser letztes gemeinsames Weihnachtsfest sein würde, ahnten wir damals noch nicht ... ❄

Weihnacht ohne Vater

Traurigkeit erfüllte die ärmlichen Räume. Wir waren drei Kinder. Ich, gerade zehn geworden, war damit die Älteste. Ich kann mich gut an damals erinnern.

Es war einige Tage vor dem Fest. Eines Abends klopfte jemand an unsere Tür. Da stand ein russischer Kriegsgefangener und wollte meiner Mutter einen selbstgearbeiteten Korb geben. In seinen traurigen Augen war die Frage abzulesen, ob diese Frau, meine Mutter, ihm etwas Essbares geben würde. Jeder Kontakt mit diesen „Feinden“ war streng verboten! Unsere Mutter holte die letzten Kartoffeln, sie konnte sie mit beiden Händen gut fassen, und legte sie in die Hände des hungernden Menschen. Dabei waren wir doch selbst so arm und ich sagte ihr, dass wir nun keine Kartoffeln mehr hätten. Die Antwort meiner Mutter, die ich nie in meinem Leben vergessen werde, war: „Unser Papa leidet sicher auch Hunger und vielleicht ist da eine russische Frau, die ihm eine Kartoffel schenkt.“

Als ich später den geschenkten Korb bewunderte, musste ich mich fragen, wo mag dieser „Künstler“ nur die farbigen Drähte aufgetrieben haben? Ich vermute, es waren dünne Elektrokabel. Und woher hatte er Werkzeug für die Herstellung?

Dieses Weihnachtsfest bescherte uns eine große Überraschung! Fünf unserer Kusinen mussten bei uns aufgenommen werden. Alle waren jünger als ich. „Püppi“ war noch nicht ein Jahr alt. Unsere Tante, die Mutter dieser Mädchen, wurde in dieser gefahrenvollen Zeit das Opfer einer Verleumdung. Sie wurde zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. In ihrer Verzweiflung beging sie eine Handlung, die sie sogar ins KZ hätte bringen können. Vor Antritt ihres Gefängnisaufenthaltes reiste sie zum Führerhauptquartier und warf dort ihr Mutterkreuz den hohen Herren zu Füßen. Mit diesem Kreuz wurden damals kinderreiche Mütter geehrt und unsere Tante hatte zu diesem Zeitpunkt acht Kinder.



Also waren wir am Heiligabend insgesamt acht Kinder! Die Melancholie unserer Mutter muss wohl unsere Kinderherzen berührt haben. Da stand zur Bescherung ein Spielzeug auf dem Tisch. Es war ein schöner bunter Kreisel. Niemand traute sich, ihn anzufassen. Er wurde nur still bewundert. Ich glaube, es gab damals für jedes Kind bis zum sechsten Lebensjahr einen Gutschein für ein Spielzeug. In unserem Fall war es für meinen kleinen Bruder. Und eine etwas größere Pappschachtel zierte den sonst so leeren Tisch. Sie war gefüllt mit duftenden Plätzchen. Auch diesen Satz meiner Mutter habe ich nie vergessen: „Und diese Plätzchen hat das Christkind für euch alle gebacken!“ Es erfolgte kein „Überfall“ auf diese Kiste, wie man vermuten könnte. Die Kleinen stiegen reihum auf den Stuhl, um das Geschenk des Christkindes zu bestaunen. Diese Schatztruhe wurde dann auf den Stuhl gestellt, so dass sich jedes Kind ein paar Plätzchen aussuchen konnte. Der Kreisel wurde von meiner Mutter zur Freude aller zum Drehen und Summen gebracht.

Im Nachhinein war es mir ein Rätsel, wie unsere Mutter an die Zutaten für so viele Plätzchen gekommen war. Auch hatte ich nicht mitbekommen, wann diese Weihnachtsbäckerei stattgefunden hatte.

Viele Monate später kam die entsetzlich Nachricht, dass unser Vater seit dem 25. Dezember vermisst sei. Wie durch ein Wunder kam vorher noch Post, die er am 24. geschrieben hatte. Es war auch für jedes Kind ein kleiner Brief dabei.

Der Ironie des Schicksals gefiel es, auch diese „Abschiedsbriefe“ vom Heiligen Abend 1942 mit den Fluten der Möhnetalsperren-Katastrophe fortzuspülen. Nun waren wir noch ärmer geworden.

Die erschütternden Nachrichten über Stalingrad ließen kaum noch Hoffnung auf ein Wiedersehen. Nur in meinen kindlichen Träumen erlebte ich dieses oft ... ❄

Nikolaus kommt – zum letzten Mal

„Von drauß’ vom Walde komm ich her! Ich kann euch sagen, es weihnachtet sehr!“ So hat es in allen vergangenen Jahren am 6. Dezember bei mir zu Hause geheißt. Gisela und ich, wir hatten immer das größte Vergnügen, wenn zu uns der Nikolaus kam. Vor dem Krieg, da war der Nikolaus wohl eigentlich mein Vater. Welche Aufregung, wenn er mit tiefer Stimme brummte, wir hätten zwar manches Böse getan, aber er gebe uns trotzdem etwas aus dem großen Sack. Als der Krieg losging, da hatte der Nikolaus eine Frauenstimme, und er schüttelte für uns aus dem Sack, was Tante Liese in der Firma bekam, wo sie arbeitsverpflichtet wurde: Drogerie-Sachen!

Und im letzten Jahr, obwohl wir nun schon groß waren, bettelten wir bei unserer Mama: „Bestell doch noch einmal, einmal für uns den Nikolaus!“ Weil aber nun der Vater dauernd in Russland war, und Tante Liese – von früh bis spät in der Nacht – bei ihrer Firma, so hat die Mama selber den Niklas gespielt. Sie hat eine ganze Litanei heruntergesagt, alles war gedichtet; und unsere Fehler waren sämtlich erwähnt. Zum Schluss bekamen wir genau solche Kriegsbonbons, wie sie Tante Liese immer aus der Firma mitgebracht hatte und beide bekamen wir Homoia-Pulver. Das war ein Kakao-Ersatz.

Gisela und ich haben damals zusammen in meinem Bett gegessen und miteinander „Heidi“ gelesen – als der Niklas hereinpolterte! Und als ich wahrnahm, welche Mühe sich unsere Mama gab, damit wir doch noch einmal den Nikolaus erleben, hätte ich beinahe geweint. Denn wir wussten ja wohl, dass es die Mama war, und sie wusste, dass wir es wussten! Die Kleinkinderzeit war vorbei. Ich dachte: Dies ist jetzt das allerletzte Mal, dass der Niklas bei uns ist! Und ich hatte richtig vermutet.

Jetzt aber hatten Annedore und ich uns vor dem Abendessen verwandelt. Ein Gedicht, das auf den Hannes passt, hatte ich schon in der Nacht gedichtet. Annedore musste der Engel sein, welcher den Nikolaus auf seiner Reise

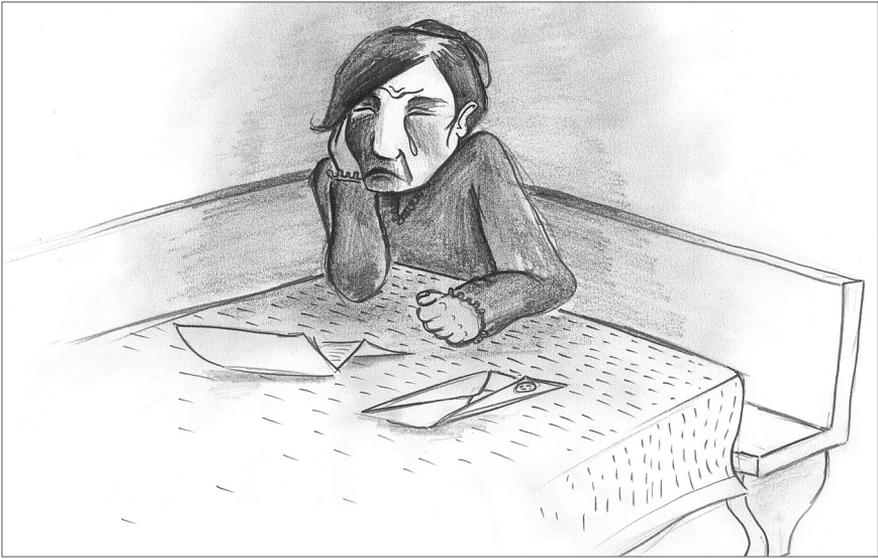
begleitete. Und wenn der Niklas dem Hannes seine Fehler vorwarf, da schimpfte er zwar kräftig – aber der Engel nahm den bösen Buben in Schutz. Als gute Gaben hatten wir Nüsse, Äpfel und Backwerk aus Moeggelsheim übrig gelassen und ein Kissenbezug war der Sack.

In der Schule passten wir wenig auf, sondern lernten unsere Rollen. Ehe wir nun an diesen Abend verkleidet aus unserem Zimmer treppauf stiegen, von wo Tante Grete bereits zum Abendbrot gerufen hatte, da riss Annedore noch ihren Zopf auseinander und stand mit brennender Kerze in ihrem Nachthemd da. Sie sah aus wie ein richtiger Engel. Bei mir war der angeklebte Wattebart das Schönste.

Gleich unter der Türe zum Esszimmer schwang ich meine Rute und sprach mit tiefer Stimme: „Ich hab’ viele Lande, viel’ Städte durchheilt, bei guten und bösen Kindern verweilt.“ Während Dorle das elektrische Licht ausknipste, wirkten wir im Schein unserer einzigen Kerze so geheimnisvoll wie richtige Himmelsboten.

Pfarrers und Regine saßen stumm vor Erstaunen um den Tisch herum, während wir unsere Verse herunter sagten. Welch ein Genuss war es für mich, in drohenden Ton zu brummen: „Ob gut er oder böse gewesen, das steht in meinem Buch zu lesen ...“ Dann las das Engelchen aus dem dicken Buch – es war der „Kampf um Rom“, den wir in dunkelblaues Papier eingebunden hatten – dem Hannes seine Fehler vor. Doch schließlich bekam jeder Zuhörer sein kleines Päckchen, womit unser Auftritt beendet war.

Danach ließen wir die Gesellschaft im Dunkeln und eilten über den Flur und die Treppen hinab; aber Onkel rief uns ins erleuchtete Zimmer zurück und sprach: „Herr Nikolaus! Liebes Engelchen! Lasst euch doch bitte bei Licht betrachten! Und wir bedanken uns für euern Besuch!“ Am liebsten hätte er nun auch mit Versen um sich geworfen, so sagte er später beim Essen. Aber so unvorbereitet flössen sie ihm halt nicht aus dem Mund. Auch Tante Greta und Regine waren durch das Ereignis hochgestimmt. Der Hannes aber, dem wir am Morgen ziemlich lässig zum Geburtstag gratuliert hatten, fühlte sich nun aufs Höchste geehrt.



„Und nach dem Essen zieht ihr euch nochmals um. Da geh ich mit euch ins Nachbarhaus zum Willi Waffenschmid, weil dem seine zwei Brüder im Feld sind und der Großvater schon zu alt ist, um den Niklas zu spielen!“, sagte der Onkel. „Aber den Willi solltet ihr dann auch einen Vers aufsagen lassen, oder ein Adventslied könnte er singen!“, mahnte Tante Greta.

Wir aßen also, und der Hannes schaute uns immerzu an. Annedores Haare lagen ihr wie ein Mantelkragen um die Schultern. Mir klebten von dem Bart noch Watteflocken zwischen den Nasenlöchern. „Ich will dabei sein, wenn ihr dem Willi beschert!“, rief er eifrig und es wurde ihm erlaubt. „Du kannst den Knecht vom Nikolaus spielen, der die Rute trägt und schweigend im Hintergrund steht!“, sagte die Tante.

Regine musste uns von neuem Gebäck und Äpfel in den Sack stecken. „Nun also kommt!“ Mir war es ängstlich zumute, weil wir ja für den Willi keine passenden Verse hatten und nun frei würden reden müssen. Denn was für den Hannes richtig war, passte ja nicht auf einen Fünfjährigen! Auch Annedore war mehr als aufgeregt. Aber schon in der nächsten Minute war die Lage total verändert, unsere Angst und Aufregung wurde von etwas ganz schrecklich Traurigem mit einem Schlag zunichte gemacht.

Die Bauern ließen bis zum Abend ihre Türen unverschlossen. Man drückte auf die Klinke und kam direkt in die Stube. Wir zündeten die Kerze an und traten auf die Schwelle. Da sahen wir drinnen die Frau Waffenschmid sitzen. Sie hatte den Kopf auf die Arme gelegt und jammerte und schluchzte, als wäre sie von Sinnen. Der kleine Willi war auch in der Stube. Er drängte sich an den Großvater im Eck gegenüber. Von dort blickte er stumm und freudlos auf uns Himmelsboten und dann auf seine Mutter. Als diese uns eintreten sah, fing sie laut an zu rufen: „Oh Herr Pfarrer! Oh Herr Pfarrer! Der Emil isch tot!“

Auf dem Tisch lag ein aufgerissener Briefumschlag. Erst vor einer halben Stunde waren sie vom Melken nachhause gekommen. Da habe der Nachbar das Schreiben herübergebracht.

„Mir warn jo da ganze Daach in Wengert drussa, die Rebschtoecke beschneide!“, weinte Frau Waffenschmid. „Drom hot der Nachbar den Brief an sich genomma.“ „Ein amtliches Schreiben?“, fragte der Onkel und griff nach dem Brief. „Vom Kompanie-Chef aufgesetzt?“ „Sein Kamerad hot’s g’schriwwa,“ sagte der Großvater bitter. „Drom ischt’s auch die Wahrheit. Nix vom Heldentod fürs Vaterland! Elf Daach hawwet dia Landser gebraucht, bevor sie ihn gefunna hawwe.“ „Mit eim Bauchschuss!“, stieß die Frau Waffenschmid hervor, und dann weinte sie wieder, wie ich es im Leben noch nicht gehört hatte.

„Geht ihr nach Haus!“, sagte der Herr Pfarrer leise. Wir trabten davon. Unsere Verkleidung schien uns nur noch albern und lächerlich. Ich riss mir den Bart ab. Hannes löschte die Kerze. Oben im Pfarrhaus wunderten sie sich, uns so schnell wiederzusehen. „Ja, deswegen: Der Emil ist gefallen!“ Regine sah uns kopfschüttelnd an. „Das gibt ein Weihnachten für die Leute! Vom Großen hören sie seit einem halben Jahr nichts mehr und jetzt ist der Jüngste tot, der Emil!“

Ich dachte nach. Mir fiel ein, dass der Emil im Oktober noch im Pfarrhaus gewesen war. Der Onkel hielt gerade Lateinstunde mit uns, als der Emil an die Türe klopfte und in Uniform eintrat. Verabschieden wollte er sich – an die Front!

„Erzat goht's noch Russland! Mir jonge Leit, mir sin bei Kraft! Mir kennat die alte Garde ersetza!“ Der Emil sah so braungebrannt und unbekümmert aus, wie er da stand und lachte, halb verlegen und halb stolz. Ich war voller Bewunderung. Könnte ich doch mitgehen, an die Front! So habe ich – damals – heimlich gedacht. Ihm das Gewehr tragen, ihm die Stiefel putzen! „Ja, Emil, dann sei Gott mit dir!“, sprach der Onkel betrübt. „Du warst einer von meinem ersten Konfirmandentrupp, als ich vor sieben Jahren hierher kam. Du bist immer brav geblieben. Ich hab dich oft im Gottesdienst sitzen sehen!“ Damals war der Emil gerade einundzwanzig geworden.

„Was sagt der Onkel jetzt zu den Waffenschmids?“, fragte ich. „Er tröstet sie, wenn man das kann, und liest aus der Bibel einen Abschnitt!“, antwortete Frau Pfarrer. Ich stelle es mir fast unmöglich vor, dem Willi seine Mutter zu trösten! „Wie kann Gott das zulassen?“, wird sie jammern. „Wir waren doch immer gottesfürchtige Leut’!“

Da fiel mir ein Vers aus meinem Liederbuch ein. Den schrieb ich für den Emil vorne in mein Neues Testament:

„Darum still, darum still
füg ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wacker streiten,
und soll ich den Tod erleiden,
stirbt ein braver Reitersmann.“

„Emil Waffenschmid, Oktober 1922 – Dezember 1943“, schrieb ich darunter.

Den Tod erleiden, ja schon. Aber die Frau Waffenschmid hat geschrien: „Wie lange hat unser Emil wohl dagelegen mit seiner Todesangst. Und kein Mensch war bei ihm, kein Mensch!“ Da musste ich an meinen Bruder denken. Wie lange hat der Jörg dagelegen? Das weiß bis heute niemand. ✱

Die Marzipankartöffelchen

Anfang Dezember 1944 verließ meine Mutter mit ihren vier Töchtern die Grenzgegend um Pirmasens. Es war zu erwarten, dass die Kriegshandlungen bald dorthin vorrücken würden.

In der Nacht vor der Abfahrt mussten wir uns wegen eines Fliegerangriffs unter einem Felsen im Wald verstecken. Bei der Rückkehr sahen wie einen rot gefärbten Himmel. Irgendwo mussten Bomben gefallen sein.

Am nächsten Morgen machten sich mehrere Autos auf den Weg in Richtung Karlsruhe. Ich erinnere mich noch gut, dass ich es sehr interessant fand, durch die Straßen von Karlsruhe zu fahren, an deren Seiten die Häuser, die beim nächtlichen Angriff getroffen worden waren, brannten. Nachdem wir die Stadt durchquert hatten, kamen wir auf die Autobahn in Richtung Süden.

Auf einer ziemlich freien Strecke wurde unser Wagenkonvoi plötzlich von Tieffliegern angegriffen. Meine Mutter ließ das Auto auf der Autobahn stehen und riss uns Kinder, meine älteste Schwester war neun Jahre alt, ich acht, eine weitere sieben und die Kleinste eineinhalb Jahre, aus dem Wagen. Wir warfen uns an einen Hang am Rande der Autostraße, meine Mutter befahl uns die Köpfe runterzunehmen. Sie versuchte sich über uns vier Kinder zu legen, um uns zu schützen. Ich erinnere mich noch, dass wir die Einschüsse an den Autos hörten. Aber es war trotzdem nichts Ernsthaftes passiert.

Als die Flieger nicht mehr wiederkamen, wollten wir wieder aufbrechen, um weiterzufahren. Aber da suchte eine alte Frau ihr Sparbuch, das sie angeblich aus der Tasche verloren hatte. Wir Kinder und alle anderen suchten das Gras der Böschung ab, konnten aber nichts finden. Die Fahrerinnen drängelten, man müsse die Zeit nutzen und weiterfahren, bevor die Flugzeuge wiederkämen. Für uns Kinder war die Achterbahnfahrt dann richtig lustig, denn überall auf der Autobahn waren Bombenrichter, die unsere



Mutter geschickt umfahren musste. Wir wackelten hin und her und hatten sogar unseren Spaß daran.

Am Abend erreichten wir Gerstetten, es war der Ort, in dem die meisten der Mitfahrenden bleiben sollten. Auch fanden wir ein Nachtquartier in der Nähe des Bahnhofs, der natürlich eine besonders gefährdete Stelle war.

Am nächsten Morgen sollte die Fahrt ins Allgäu, Ziel unserer Reise, weitergehen. Als wir bepackt mit unseren Habseligkeiten, jedes Kind hatte damals seine Tasche zu schleppen, an unserem Auto ankamen, fehlten die Reifen. Alle vier waren in der Nacht gestohlen worden! Also mussten wir es stehen lassen. Die Fahrt ging mit der Bahn weiter.

Spät am Abend des 6. Dezember fanden wir uns in Ulm im Warteraum des Bahnhofs wieder. Erst am nächsten Morgen konnten wir die Fahrt fortsetzen. Der Raum war voller Menschen. Ich erinnere mich an Soldaten, die versuchten, die Menschen zum Lachen zu bringen. Den Satz, den sie beim Überreichen der Gepäckberge sagten, „Hoch das Bein, die Liebe winkt“, habe ich zwar nicht verstanden, aber ein Leben lang nicht mehr vergessen, denn die Leute haben dabei herzlich gelacht.

Meine Mutter setzte uns in einer Ecke auf unser Gepäck. Uns beiden Großen legte sie mit strengen Worten ans Herz, dass wir jetzt verantwortlich seien für die kleinen Geschwister und uns nicht von der Stelle weg bewegen dürften. Sie wolle mal weggehen und schauen, ob sie vielleicht den Nikolaus finden könne, denn heute sei doch Nikolaustag und da könne er doch eigentlich nicht sehr weit sein.

Wir wagten uns nicht von der Stelle. Es dauerte eine ganze Zeit, bis unsere Mutter zurückkam, und tatsächlich hatte sie den Nikolaus getroffen! Er hatte ihr für uns Kinder eine kleine Tüte mit Marzipankartoffeln gegeben, die wir mit großer Freude vertilgten. Diesen Nikolaustag hat keine von uns vergessen und noch heute sind Marzipankartöffelchen mein liebstes Weihnachtskonfekt.

Später hat sie uns erzählt, wie sie in der Stadt herumgeirrt war, an den verschlossenen Geschäften geklopft hatte, um irgend etwas für ihre Kinder zu ergattern, was nach Nikolaus aussah. Eine Bäckerfrau hatte sich irgendwann ihrer erbarmt und ihr die Tüte mit den Marzipankartoffeln verkauft ... ❄

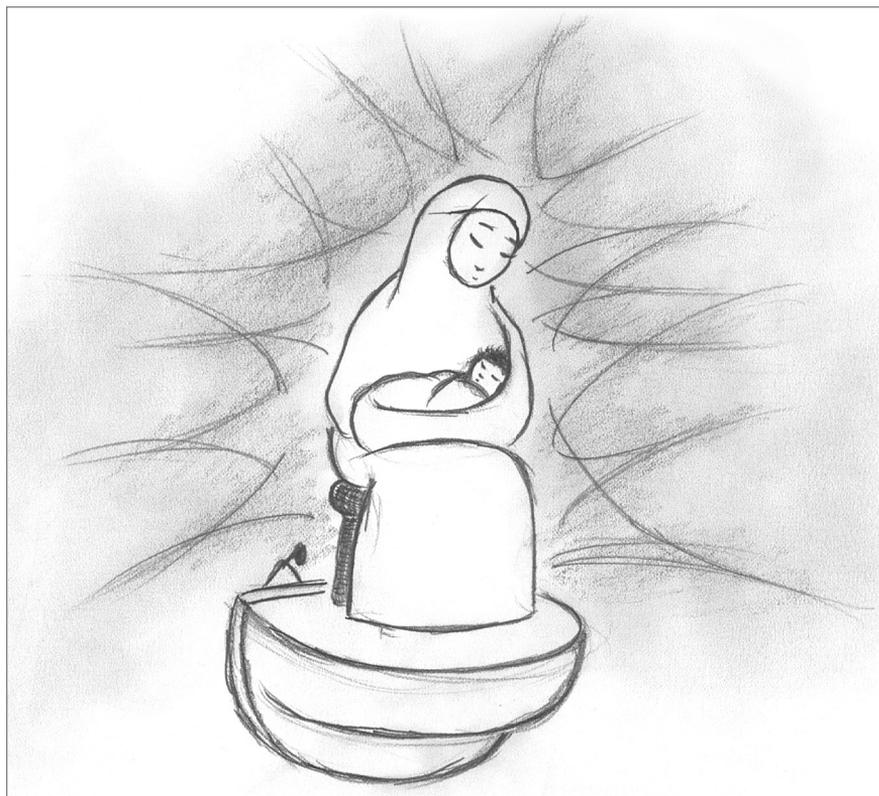
Diesen Bericht übersandte uns Edeltraut Tüting.

Im Pferdestall

Es war im Kriegsjahr 1944. Ich war zehn Jahre alt. Nach schweren Bombenangriffen auf Leipzig zogen wir aus der sächsischen Großstadt in ein ländliches Idyll nach Österreich. „Evakuierung in die Ostmark“ nannte man das damals. Es war eine lange Reise bis zum Schloss Ernstbrunn nördlich von Wien, das nicht weit von der tschechischen Grenze lag. Dort erlebten wir unvergessene Weihnachten.

Wir wohnten in einem Teil des Schlosses, das aus dem späten Mittelalter stammte. Es war auf Felsen gebaut und hatte Räume mit dicken Mauern und schweren Deckenbalken. Die Gegend ringsherum war stark bewaldet. Rehe und Hasen kamen im Schnee- und Eiswinter bis an den Fuß der Mauern. Wenn wir aus den Fenstern sahen, konnten wir tief unter uns an der Burgmauer ihre Spuren im Schnee sehen. Manchmal sahen wir auch die Tiere selbst, die der Hunger in die Nähe der Menschen trieb. Es hätte die vollkommene Idylle sein können, wenn nicht Krieg und der Vater an der Front gewesen wäre. Und wären da nicht Russen und Ungarn in Ernstbrunn gewesen. Die Soldaten waren in den Häusern des nahe gelegenen Dorfes einquartiert. Die Russen waren in den Pferdeställen untergebracht. Es waren von der deutschen Wehrmacht verschleppte Zwangsarbeiter, vier oder fünf Männer und Frauen. Sie arbeiteten in den Ställen und Wäldern der Güter des Fürsten Reuß.

Am Weihnachtsabend machten meine Mutter und wir Kinder uns mit kleinen Geschenken auf in den Stall. Es war ein Geräteraum neben dem Pferdestall. Statt einer Tür trennte eine Decke Menschen und Pferde. An den Wänden hingen Pferdesättel und Futtersäcke. In einer Ecke stand ein eisernes Öfchen, in der anderen ein kleiner Weihnachtsbaum. Daneben hing an der rauen Stallwand eine winzige Ikone, Maria und das Kind. Ich sehe sie



noch vor mir. Wir waren eine abenteuerliche kleine Weihnachtsgemeinde: Russen, Ungarn und Deutsche. Eine seltsame Gruppe, ökumenisch würde man heute sagen, damals war es verboten. Ein ungarischer Major mit zwei jungen Soldaten, die Russen und wir, die kleine deutsche Familie. Wir beteten, hörten die Weihnachtsgeschichte und sangen, jeder in seiner Sprache. Seitdem habe ich auf „Stille Nacht, Heilige Nacht“ nie mit verächtlicher Arroganz herabgesehen. Wir haben es im Pferdestall gesungen. Der ungarische Offizier war Ältester in einer evangelischen Gemeinde im östlichen Ungarn, er sprach Deutsch und Russisch. So konnte er alle anreden, die im Stall bei Kerzenlicht in der Weihnachtsnacht versammelt waren.

Ich denke oft an diese Weihnachten im Pferdestall. Für mich beginnt heute noch Weihnachten mit dieser verbotenen, kleinen Weihnachtsfeier im dunklen Jahr 1944. *

Das geräuberte Paket

Die Kinder der Sexta bis Obertertia der Mädchengymnasien aus Münster waren von 1943 bis Herbst 1945 durch die „Kinder-Landverschickung“ (KLV) nach Reit im Winkl evakuiert worden. Dort waren für die 700 Mädchen Hotels und Pensionen beschlagnahmt worden, die in KLV-Lager umfunktioniert wurden. Trotz Heimweh und Sorge um die Familienangehörigen lebten wir dort mitten im Krieg auf einer friedlichen Insel. Dennoch gab es Erlebnisse, die man nie vergisst.

November 1944

Die Vorweihnachtszeit war wieder ausgefüllt mit Bastelei für die Dorfkinder, denn wie im Vorjahr wurde ein großer Weihnachtsbasar von den KLV-„Dirndl“ für die einheimischen Kinder erarbeitet. Das machte uns einen Mordsspaß. Im damaligen Feuerwehrhaus war eine Werkstatt, die wir benutzen konnten. Dort wurden die tollsten Spielzeuge hergestellt. Puppenwiegen, Eisenbahnen, Holztiere mit Rädern, Puppenwagen, natürlich auch Puppen, alles was ein Kinderherz erfreuen kann und was es damals absolut nicht zu kaufen gab. Erstaunlich, was Dreizehn- bis Vierzehnjährige unter guter Anleitung „professionell“ fabrizieren können!

Auch in diesem Jahr spielten wir im Lager wieder „Heinzel und Wichtel“. Am ersten Adventssonntag zog sich jeder Heinzel seinen Wichtel. Natürlich wurde nicht verraten, wen man nun als Wichtel über die Adventszeit hinaus bis zum Weihnachtstage mit allerhand liebevollen Kleinigkeiten und Hilfen erfreuen würde. Das war morgens eine Überraschung, wenn man vom Frühstück kam und sein Bett schon gebaut fand oder die Schuhe plötzlich geputzt waren. Es kam auch vor, dass man auf dem Kopfkissen abends ein Bonbon fand. Kurzum, jeder ließ sich das Tollste einfallen, um seinen Wichtel zu erfreuen. Am Heiligen Abend dann wurde die Anonymität gelüftet. Es war Ehrensache, dass der Wichtel das allerschönste Geschenk bekam.

Weihnachten 1944 – die letzte Kriegsweihnacht. Wir wussten ja wenig, wie es draußen aussah. Zeitungen waren uns nicht zugänglich und die Artikel wären ohnehin zensiert gewesen. Wir hatten einen Volksempfänger in der Küche stehen, durch den wir sporadisch hörten, wie es an der Front stand. Dass es nicht rosig war, wussten wir zwar, aber was sich in Wirklichkeit im Osten an Grässlichkeiten abspielte, erfuhren wir erst später.

Die Weihnachtszeit 1944 in dem kleinen, verschneiten Dorf in Bayern war also trotz allem so heimelig und schön wie im Vorjahr. Großes Hallo gab es natürlich, wenn die Weihnachtspakete eintrafen. Die mussten wir an der Post selbst abholen, und so wusste jeder, dass sein Paket oder Päckchen schon vorlag. Nur für mich gab es nichts. Ich war ziemlich ratlos, denn es war selbstverständlich, dass meine Mutter, von der ich nur wusste, dass sie inzwischen mit meinen Schwestern bei meiner Tante in Gotha gelandet war, ein Paket abgeschickt hatte. Aber Heiligabend nahm mich unsere Lagerleiterin zur Seite und sagte, dass für mich wirklich nichts angekommen sei, nicht einmal ein Brief. Da war nichts zu machen.

Ich trug es tapfer und geriet nur dadurch bei der Bescherung aus der Fassung, dass jedes Mädchel mir aus seinem Paket etwas abgab. Da hatte ich dann plötzlich 31 Geschenke vor mir liegen, und das war mehr, als ich verkraften konnte. Ich schlich mich hinaus vors Haus und flüchtete mal wieder zu den Sternen. Zum Pflücken nahe und in der kalten Frostnacht glitzernd, standen sie über mir. „Ein deutsches Mädchen weint nicht, ein deutsches Mädchen weint nicht“, das sagte ich mir immer wieder beschwörend vor und doch kullerten mir die dicken Tränen über die Wangen. Aber ich riss mich zusammen und ging wieder hinein.

Draußen herrschte richtiger Weihnachtstrubel! Ausnahmsweise war es richtig warm und gemütlich. Die Kriegsplätzchen schmeckten, es wurde natürlich gesungen, es gab für damalige Begriffe ein herrliches Abendbrot und mein Kummer wurde übertönt. Nur mein Abendgebet „Lieber Gott, beschütze meine Eltern und Geschwister“ fiel noch etwas dringlicher aus, weil ich eine Heidenangst hatte, dass ihnen inzwischen doch etwas passiert sein könnte.



Am Silvestertag kam dann die freudige Botschaft: „Edda, Dein Paket ist angekommen!“ Ich schnallte meine Ski an und im Schuss ging es runter zur Post. Die Ski stellte ich an die Wand und eilte im Sturmschritt zum Paketschalter. Dann kam die „Post-Traudel“ und sagte: „Ich muss Dir das zeigen, denn das Paket ist beschädigt.“ Es war ein Riesenpaket. Man sah, dass es neu verschnürt worden war. Wir machten es auf und fanden Papier, Papier, nichts als Papier und als einzigen Inhalt eine Rolle weißen Twist. Unangenehmerweise noch die Aufstellung, was alles in dem Paket an Herrlichkeiten eingepackt gewesen war: eine neue Skihose, eine Wolltrachtenjacke, ein dicker Schal, eine Windbluse, ein Kaffewärmer für Elisabeth, handgestrickte Fausthandschuhe, drei Paar handgestrickte Socken. Und natürlich Süßigkeiten, Schokolade und alles, was die Lieben hatten auftreiben können. Der Traudel kullerten die Tränen über die Wangen und ich stand da wie versteinert. Das Paket war ausgeraubt worden – ein Delikt, auf dem übrigens im Krieg die Todesstrafe stand. So schnell ich mit meinen Skiern ins Dorf runter gekommen war, so langsam ging es jetzt zum Edelweiß rauf. Das Röllchen Twist hatte ich in der Tasche, ebenso die Aufstellung. Natürlich waren vorher noch Formulare ausgefüllt worden, die ich mechanisch unterschrieb. Aber was sollte das Ganze, die Sachen waren futsch!

Ein Jahr später, 1945, war die Familie in Münster wieder vereint. Wir saßen zu fünft in einem Raum, um ein selbstgezogenes Kerzchen. Ein kleiner „Kanonenofen“ gab kaum Wärme, die Stromversorgung war mal wieder abgestellt. Dunkelheit, Kälte, Regenwetter, Armut, Hunger und Trümmer. Die Erinnerung an das vorige Weihnachtsfest im tief verschneiten Bergdorf erschien mir nun wie ein seltsamer Traum. Aber wir waren alle wieder zusammen – und das allein zählte. ✨

Mutter wacht auf

Unsere Geschichte fand nicht an der Front statt, sondern zu Hause. Wir waren eine ganz normale deutsche Kriegsfamilie. Wir wurden weder vertrieben noch ausgebombt. Wohl aber erlebten wir eine schmerzliche und von Leid geprägte Weihnachtszeit und dennoch ein kleines Weihnachtswunder.

Großmutter Karoline, geboren 1898, war eine resolute und kämpferische Frau, die fest verwurzelt im christlichen Glauben stand. Sie war überzeugt und streng. Zu Kriegsbeginn 1939 verlor sie ihren Ehemann. Der Grund dafür war eine Lungenentzündung und schlechte medizinische Versorgung. Fortan musste sie ihr Leben alleine meistern. Zum Glück waren die Kinder schon erwachsen.

Meine Eltern heirateten im gleichen Jahr, in dem Großvater starb. Mutter war gerade 18 Jahre alt geworden. Vater war Berufssoldat bei der deutschen Luftwaffe. Im Jahr 1941 kam ich mitten im Krieg zur Welt und drei Jahre später, im April 1944, wurde meine kleine Schwester geboren. Mein Vater hat sie nur ein einziges Mal gesehen, als er einen kurzen Heimaturlaub hatte. Er war in den vergangenen Jahren selten zu Hause gewesen. Wenn er aber da war, galt seine ganze Aufmerksamkeit seiner Familie. Bis dahin hatte, Gott sei Dank, der Krieg seine kalte und gnadenlose Hand noch nicht nach unserer Familie ausgestreckt. Auch ohne einen Mann im Haus wurden alle lebensnotwendigen Tätigkeiten von den Frauen bewältigt, obwohl es mitunter schwere Arbeit war.

Zu Beginn des Krieges war unser Keller zum Schutzraum umfunktioniert worden. Der Keller war dunkel, nass und unfreundlich. Zur Sicherheit wurde der gesamte Keller mit Holzbalken zusätzlich abgestützt. Weil wir eine Doppelhaushälfte bewohnten, wurde ein Durchgang zum Nachbarhaus gebrochen. Dort lebte Großmutterns Schwester mit Familie, mit der Tochter und drei Enkelkindern. Gustav, ihr Mann, war der gute Kellergeist. Gustav war

ein verwundeter Kriegsveteran aus dem Ersten Weltkrieg und zu alt für die Front. Er sorgte für beide Familien, soweit es ihm möglich war. Wenn die Sirenen Fliegeralarm heulten, ging es schnell in den Keller. Für uns Kinder hingen dort kleine Rucksäcke, die aus alten Küchenhandtüchern zusammengeñäht waren. In die Rucksäcke waren unser Name, unser Alter und unsere Adresse eingnäht. Weiterhin waren ein paar Kleidungsstücke und ein wenig trockenes Brot sowie Dörrobst als Notproviant eingepackt.



Wenn eine Flucht notwendig gewesen wäre, hätten wir diese Säckchen aufgesetzt bekommen.

Ende Oktober des Jahres 1944 kam dann völlig unerwartet die – als Möglichkeit von uns immer verdrängte – schlechte Nachricht, dass mein Vater gefallen sei. Für „das Großdeutsche Reich“ und für den Führer! Für meine Mutter brach eine Welt zusammen. Sie schloss sich in ein Zimmer ein und ließ sich Tage nicht mehr sehen. Sie war nach anfänglichem Toben stumm und sprachlos geworden. Danach kümmerte sie sich einfach nicht mehr um uns Kinder und haderte mit Gott und den Menschen, die ihr das angetan hatten. Meine kleine Schwester war doch gerade erst sechs Monate alt und musste gestillt werden. Durch den erlittenen Schock konnte meine Mutter sie aber nicht mehr stillen, meine kleine Schwester drohte schlichtweg zu verhungern.

In dieser schweren Zeit ersetzte Großmutter uns die Mutter und legte all ihre Kraft in den Erhalt unserer Familie. Sie fand einen gütigen Bauern, der ihr jeden Tag kostenlos frische Milch für uns Kinder gab. Meiner Mutter konnte aber leider niemand helfen. Ihr Schmerz saß sehr tief, sie weinte nur still vor sich hin und nahm ihre Umwelt nicht mehr wahr. Ein befreundeter Arzt meinte damals, dass sie verloren sei, wenn nicht ein Wunder geschehe.

Es wurde Weihnachten, und das fiel diesmal sehr traurig aus. Trotz allem ließ sich Großmutter nicht beirren. Sie sammelte Holz im Wald, damit wir nicht frieren mussten. Selbst als schon Schnee lag, suchte und sammelte sie noch. Wie es sich für eine christliche Familie gehört, wurde die Geburt Jesu und die damit verbundene Hoffnung und Zuversicht gefeiert. Großmutter bereitete alles dafür vor. Für uns Kinder wurden sogar kleine Geschenke gebastelt. Oma strickte mir aus Wollresten eine Schlenkerpuppe, die ich lange Zeit sehr liebte. Ich klammerte mich an mein Püppchen und meine Augen strahlten vor Glück. Gustav von nebenan hatte für alle Pantoffeln gemacht. Die Sohlen waren aus alten Autoreifen und der Rest aus Filzdecken genäht – einfach, warm und nützlich.

Meiner Schwester ging es, dank der guten Pflege, auch besser. Vor dem Essen wurde wie immer gebetet und Gott dem Herrn gedankt. Es gab nicht

viel zu essen, ein paar harte Plätzchen und einen Kuchen aus Maisgrieß – das war eine Köstlichkeit und eine willkommene Abwechslung, denn meist gab es nur eine einfache Kartoffel- oder Gemüsesuppe, oftmals aber auch nur ein trockenes Stück Brot.

Ein kleiner Weihnachtsbaum mit spärlichem Schmuck stand in der Ecke und ein paar Kerzen brannten still vor sich hin. Es war ein getrübttes Fest, viele Männer und Frauen waren Opfer des Krieges geworden. Alles erschien so sinnlos. Immer war die Angst da, wieder in den Keller zu müssen, um Schutz zu suchen, wenn feindliche Flieger im Anflug auf waren. Zwei Söhne von Gustav waren auch schon gefallen, mein Onkel lag schwer verwundet im Lazarett und ein Neffe hatte sein Bein verloren. Er war gerade einmal 18 Jahre alt.

Doch an diesem Abend geschah überraschend ein Wunder, man könnte auch sagen, ein Weihnachtswunder. Zum ersten Mal nach langer Zeit kam unsere Mutter auf uns zu. Sie umarmte uns, küsste meine kleine Schwester und mich und brachte uns, als wir müde waren, zum Schlafen in unsere Bettchen. Sie war an diesem Abend aus ihrem Trauma erwacht. Von nun an kümmerte sich Mama wieder um uns. Das war eine große Erleichterung für unsere Großmutter. Ganz sicher ist Mutter in der heiligen Nacht bewusst geworden, dass sie leben musste für uns Kinder. Gott gab ihr die Kraft dazu. *



SIGRID RHEINBOLDT

Das Transparent

Das Kriegsjahr 1944 neigte sich langsam dem Ende zu. Es war Spätherbst und meine Ungeduld, endlich wieder ins heimatliche Berlin zu kommen, wuchs von Tag zu Tag. Seit einem halben Jahr lebte ich in Treseburg/Harz, wohin mich meine Mutter wegen der vielen Luftangriffe auf Berlin geschickt hatte. Hierher hatte man die Hannoversche Sophienschule verlagert, deren Direktor der Bruder meiner Mutter war. Der wunderschöne grüne Harz begeisterte mich zwar sehr, konnte aber mein Heimweh nur wenig lindern.

Als willkommene Ablenkung hatte sich ein Waldbrand erwiesen, zu dem wir Schülerinnen als Hilfslöschtrupp gebeten wurden. Der Besitzer der Wälder lud uns zum Dank ins Forsthaus Todtenrode zu Kaffee und Kuchen ein. Es war der Herzog von Braunschweig (der Großvater des heutigen Prinzen Ernst August), der außer seiner charmanten Gattin auch seine vier ansehnlichen Söhne mitbrachte. Für uns aufgeregten „Backfische“ war das natürlich ein Anlass zu kichernder Verlegenheit.

Nun also stand Weihnachten vor der Tür und ich durfte in den Ferien nach Hause kommen. Aber was erwartete mich da! Mein Vater saß wegen des Verdachts der Mitwisserschaft um das Attentat am 20. Juli in Untersuchungshaft. Meine Mutter musste am Tage meiner Heimkehr mit Magen-geschwüren ins Krankenhaus. Fieberhaft überlegte ich mir, wie ich ihr, die ich so innig liebte, eine Weihnachtfreude machen könnte. Ich kam auf die Idee, ihr ein Transparent zu basteln. Aus einem alten Schulheftumschlag schnitt ich die Umrisse von dem Bild, das ich mir vorstellte, aus und klebte farbiges durchscheinendes Papier auf die Rückseite. Die Freude meiner Mutter war unbeschreiblich, fand sie doch dadurch ein wenig Trost in dieser so dunklen Zeit. Mühsam brachte sie die Kraft auf, mit mir, meinem kleinen Bruder und meiner Großmutter unseren Vater im Gefängnis zu besuchen. Das Bild dieses so redlichen, vaterlandsliebenden Mannes hinter Gittern ist für uns Kinder immer eine besonders schreckliche Erinnerung gewesen.

Sechzig Jahre sind seither vergangen und jedes Jahr zu Weihnachten wurde das kleine Transparent hervorgeholt, das meine Mutter stets mit besonderer Behutsamkeit aufstellte. Mein Vater war im April 1945 freigesprochen worden. Allerdings geriet er kurz darauf den Sowjets in die Hände und kam erst 1950 nach Berlin zurück. Mein Onkel hatte gegen Kriegsende seinen Schülerinnen verboten, dem „Werwolf“ beizutreten, einer Sabotage-Organisation der Nazis. Deswegen sollte er Anfang Mai 1945 in Blankenburg/Harz öffentlich gehenkt werden. Er verdankte seine Rettung nur der Tatsache, dass der verantwortliche Parteifunktionär ständig betrunken war. Ehe er nüchtern wurde, hatten die Amerikaner Blankenburg erobert. Da ich nach den Weihnachtsferien nicht wieder nach Treseburg zurückkehren musste, blieb mir dieses schreckliche Erlebnis erspart.

Inzwischen lebt niemand mehr von meiner Familie. Aber auch ich hole jedes Jahr zu den Weihnachtstagen das Transparent hervor, das inzwischen deutliche Gebrauchsspuren aufweist. Doch es wird mich trotzdem bis zum Ende meiner Tage begleiten und mich immer an diese schlimme Zeit erinnern. *

KAPITEL VI

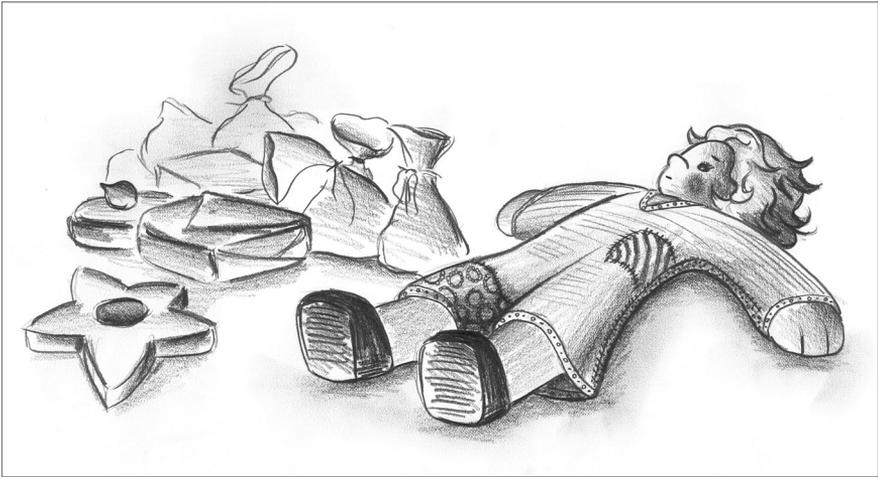
Weihnachten in der Nachkriegszeit

Inmitten der Trümmerwüste

Es war Weihnachten 1945. Wir waren froh, den Bombenangriffen und dem Kelleralltag entronnen zu sein. Das Ausmaß der Zerstörung war groß, aber das Haus, in dem ich mit meinen Eltern wohnte, war weitestgehend unzerstört und wies nur einige kleine Einschüsse auf. Für mich, ich war damals neun Jahre alt, änderte sich nicht viel in meiner kleinen Welt. Bevor mein Vater, der Schwerbeschädigter war, zum Volkssturm eingezogen wurde, sagte er: „Verlasst dieses Haus nicht, es wird stehen bleiben“. Und so war es.

Die Versorgung war außerordentlich knapp. Wir hatten das große Glück, dass mein Vater vor den Weihnachtsfeiertagen aus der Gefangenschaft gesund entlassen worden war. Unsere kleine Wohnung beherbergte außer uns die Großeltern sowie die Schwester meines Vaters mit Mann und Kind, die alle aus Memel geflüchtet waren. Somit war die Familie väterlicherseits vereint, wenn auch unfreiwillig. Wir saßen eng aufeinander. Für mich als Kind hatte das keine Bedeutung. Im Gegenteil, ich liebte alle und fühlte mich gut aufgehoben. Meine Mutter sah das bestimmt etwas anders.

Zur Weihnachtszeit, wie auch sonst im Elternhaus, wurde viel gesungen. Mein Vater hatte eine wunderbare Stimme und spielte Harmonika. Als der Heilige Abend heran kam, war ich sehr enttäuscht, dass nur ein ganz kleines Bäumchen auf dem Tisch stand. Der Baum war immer das Wichtigste für mich gewesen, doch was half's? An Leckereien war nicht zu denken, außer selbstgemachten Bonbons aus Rübenzucker, die in der Pfanne zubereitet wurden und steinhart waren. Die Bescherung fiel sehr bescheiden aus. Meine Puppe erhielt ein neues, hübsch genähtes Kleid aus Stoffresten. Ich war glücklich. Nach dem Essen verließ mein Vater leise das Haus. Abends, nach seiner Rückkehr, stand er in der Tür mit einem Rucksack auf dem Rücken, den er auf dem Tisch entleerte. Heraus fielen viele kleine Tüten und eingewickelte Dinge, die sich als Plätzchen aller Art entpuppten. Woher kamen diese unerwarteten Herrlichkeiten? Mein lieber Vater trug mit einem Freund und



seiner Harmonika auf den Höfen Berlins Weihnachtslieder vor. Die Menschen waren berührt inmitten der Trümmerwüsten die schönen Weisen zu hören. Sie kamen herbei, jeder mit einer Kleinigkeit, die er gern hergab.

Es ist heute, nach so vielen Jahren, nicht einfach zu vermitteln, unter welchen Schwierigkeiten, aber auch mit welcher Tapferkeit die Menschen das Weihnachtsfest 1945 erlebten.

Meinem Vater bin ich noch heute dankbar für das, was er getan hat. ❄

Winter-Wanderung

Wir kommen Ende November 1946 nach Stiege, ein kleines Dörfchen im Ostharz. Nach der Vertreibung aus unserer schlesischen Heimat (Vater war aus dem Krieg nicht mehr heimgekehrt), nach Irrfahrten, Lagerleben und Herumgeschubse beziehen wir in einem kleinen, ärmlichen Holzhäuschen eine dürftige Dachkammer. Die Wände sind dünn, das Dach nicht isoliert. Es gibt wenig Heizmaterial. Morgens sind die Kammerwände dick bereift und das abends vom Hof geholte Waschwasser in Schüssel und Eimer gefroren.

Zur Kälte kommt der Hunger. Mutter hat zwar die kargen Zuteilungen der Lebensmittelkarten gut im Griff, aber an den vergangenen Feiertagen haben wir die zulässigen, mageren Rationen etwas überzogen und nun ist beinahe nichts mehr da. Das neue Jahr, und damit die neuen Zuteilungen, ist nah und doch so fern. Zum Zusetzen gibt es nichts, denn wir sind hier unerwünschte „Ausländer“. Die Bewohner der kargen Harzhochfläche, meist kleine Bauern, Holzfäller und Kalkwerkerarbeiter, haben in dieser schweren Zeit auch nicht viel. Nur selten bringen meine drei Schwestern, die Mutter oder ich zusätzliche Gaben heim.

Was wird das neue Jahr bringen?

Die Post bringt einen kurzen Brief von Onkel Willi. Vaters Bruder lebt, eingeheiratet, am anderen Ende des Harzes in Elbingerode. Seine Verwandtschaft verfügt über eine bescheidene Landwirtschaft und eine Kohlenhandlung. Große Hilfe ist nicht zu erwarten und trotzdem ruft der Brief Jubel hervor: Wir sind zu Silvester und Neujahr eingeladen! Wer lädt schon in dieser Zeit eine hungrige fünfköpfige Familie, eine Frau mit vier Kindern zwischen sieben und zwölf Jahren zu sich ein?

Ein strahlender Silvestermorgen bricht an und wir machen uns auf den Weg. Bahn- oder Busverbindungen gibt es in dieser Richtung nicht und so



müssen wir zu Fuß laufen. Bis Hasselfelde, zum Nachbardorf, sind es nur vier Kilometer auf geräumter, breiter Straße. Dann geht es quer durch die tiefverschneiten Harzberge auf Wanderwegen zum entfernt liegenden Elbingerode. Die Einheimischen versichern uns, dass es nicht zu verfehlen sei und dass der Weg oft begangen und gut gekennzeichnet sei.

Eine märchenhafte Wald- und Winterlandschaft nimmt uns auf. Der Weg ist tatsächlich gut, ausgetreten und markiert. Schnee stiebt von den Bäumen, die Welt glitzert im Sonnenschein und wir ziehen froh dorthin. Doch dann beginnen sich die Wege öfter zu teilen. Unsicherheit macht sich breit. Die Richtung müsste doch stimmen, aber die Markierungen fehlen. Wir werden immer unruhiger, die Gespräche verstummen. Dann tauchen im freien Gelände Häuser auf. Wir sind am Ziel.

Aber das darf doch nicht wahr sein: Die bekannte Silhouette von Hasselfelde ist nicht zu übersehen. Wir sind im Kreis gelaufen! Inzwischen ist es Mittag geworden. Hektische und erregte Diskussionen. Daheim erwartet uns eine kalte ungemütliche Dachkammer und kaum etwas zu essen – und dort eine warme Wohnung, vielleicht ein paar Kartoffeln, möglicherweise sogar ein Glas Milch mit einem Stück Brot. Vielleicht sogar Kuchen oder gar Wurst, oder eine gute Suppe! Die Phantasie geht mit uns durch.

Eine Abstimmung bringt eine knappe Mehrheit für einen erneuten Versuch. Wir gehen wieder den gleichen Weg entlang und bald finden wir auch die Stelle, an der wir falsch abgelenkt waren. Weiße Kreuze an den Bäumen, die Wegmarkierungen, begleiten uns. „Es ist das Kreuz von Golgatha, Heimat für Heimatlose ...“, singt Mutter.

Die Stimmung ist wieder gut und es geht flott voran, bergauf, bergab, durch die schöne Harzlandschaft. Doch die Strecke ist unerwartet lang. Die Dämmerung bricht schnell herein an diesen kurzen Wintertagen. Die Kälte nimmt zu. Plötzlich ist es ganz dunkel. Nur der helle Mond wirft phantastische Schatten in die jetzt schwarzen Wälder. Kalte Sterne funkeln durch die Tannenäste. Markierungen sind nicht mehr zu erkennen. Wie weit ist es denn noch? Müdigkeit und Hunger wirken sich aus. Unbekannte Geräusche umgeben uns, aufgeschreckte Tiere stieben im Schnee davon. Es wird langsam unheimlich. Angst und Verzweiflung kommen auf.

Der schmale Weg mündet in eine schneebedeckte, aber ausgefahrene Straße, an der sich eine Telefonleitung entlangzieht. Mutter macht Hoffnung: „Wo die Leitung hingehet, da müssen Menschen wohnen!“

Es ist inzwischen bitterkalt. Der Schnee knirscht unter den dünnen Sohlen, der Frost beißt in die Nasen und die aufkommenden Tränen der Erschöpfung und Enttäuschung gefrieren in den Gesichtern zu Eisperlen. Der Mond zeigt einen nicht enden wollenden Weg. Wie lange sind wir eigentlich unterwegs? Wir werden immer langsamer. Wie soll das nur enden? Nur nicht rasten, obwohl wir so müde sind. Wir müssen weiter! An den Händen ziehen wir uns gegenseitig vorwärts.

Da! In weiter Ferne blinken Lichter, nach einiger Zeit die Umriss der ersten Häuser, beleuchtete Fenster. Mutter murmelt: „Vielleicht ein Eckchen in Stall oder Scheune, nur für eine Nacht?“ Ein Ortsschild: Königshütte. Wo sind wir hier nur? Mutter klopft an der ersten Haustür. Keine Antwort. Nochmaliges verzweifertes Pochen. Ein Türschlitz öffnet sich vorsichtig. Man stelle sich die Lage vor. In einer bitterkalten Silvesternacht klopft es sehr spät an der Tür eines einsamen Hauses am Waldrand. Eine Frau und vier Kinder blinzeln froststarrend, aber hoffend, in den Lichtspalt.

Ich höre Mutter mit dünner Stimme reden: „– ganzen Tag unterwegs – verirrt – Elbingerode – Hunger – Unterkunft?“ Der Türspalt öffnet sich nicht weiter. Noch einige misstrauische, beinahe abweisende Fragen und zitternde Antworten. Dann ein schneller Hinweis: Bis zum Bahnhof wären es noch zehn Minuten, in zwanzig Minuten führe der letzte Zug nach Blankenburg, über Elbingerode. Die Tür schließt sich, ein Schlüssel knarrt, wir stehen wieder in der starren, kalten Winternacht. Der Hauch Wärme verweht.

Gab es nicht so etwas Ähnliches vor 2000 Jahren in Bethlehem?

Wie wir zum Bahnhof kommen, wie die Zugfahrt verläuft, wie uns Tante und Onkel dann kurz vor Mitternacht empfangen, all das weiß ich nicht mehr. Ich kann mich nur noch erinnern, dass ich an einem strahlenden Neujahrmorgen satt in einem warmen Bett erwache, dass ein köstliches Frühstück auf uns wartet und dass wir dann, warm eingewickelt, in einem Schlitten hinter dampfenden Pferden zu einer wunderbaren Fahrt durch eine traumhafte Winterlandschaft aufbrechen. *

Vati kommt nachhause!

Es war am 19. Dezember 1948. Mutter war früh aufgestanden, denn es war großer Washtag in der Waschküche. Renate ging zur Schule, ich war gerade aufgewacht. Der Briefträger überreichte meiner Mutter ein Telegramm, das sie mit zitternden Händen öffnete. Unser Vater teilte mit, dass er am 23. Dezember 1948 mit der Eisenbahn in Allendorf eintreffen würde.

Mutter lief aus der Waschküche über den Hof, rannte im Haus die Treppen hinauf zu unserer Wohnung und schrie mir entgegen: „Der Vati kommt, der Vati kommt, der Vati kommt, der Vati kommt!“ Sie hörte nicht auf, diese Worte zu rufen und weinte, zitterte, lachte und hatte keine Kontrolle mehr über ihre Arme, die in die Luft griffen. Ich stand auf dem Stuhl und zog das schwarze Cordkleid mit den weißen Sternen an. Sie nahm mich in ihre Arme und ich weinte, lachte und zitterte mit.

Der Vati kam nach Hause, nachdem er über neun Jahre von uns getrennt gewesen war, zuerst durch den Krieg, dann durch die russische Kriegsgefangenschaft.

Langsam beruhigte sich meine Mutter wieder. Wir überraschten die Eltern und Schwestern meines Vaters mit der freudigen Nachricht. Sie waren fassungslos vor Glück. Tante Magdalene lief durch das Dorf zur Schule, um Renate zu erzählen, dass der Vati kommt. Die strenge Lehrerin erlaubte Renate, die Schule zu verlassen und mit nach Hause zu gehen.

Die Leute im Dorf wussten bald, dass unser Vater aus der russischen Kriegsgefangenschaft entlassen worden war und sich auf dem Weg zu uns befand. Sie freuten sich mit uns, denn es war schon lange kein Kriegsgefangener mehr heimgekehrt. Viele Frauen hatten ihre Männer und Söhne im Krieg verloren, sie waren gefallen oder wurden vermisst. Noch immer trauerten sie in den schwarzen Kleidern um die Toten. Uns wurde berichtet, dass

deutsche Kriegsgefangene in Zwischenlagern festgehalten würden und erst in dem deutschen Lager in Friedland seien sie in Sicherheit.

Unsere Mutter und Renate erwarteten Vater voller Sehnsucht. Renate und ich hatten die ständige Angst unserer Mutter gespürt, wenn sie auf die spärlichen Lebenszeichen, die die Briefe und Feldpostkarten brachten, gehofft hatte. Im Krieg waren sie mit einem Stempel „Feldpost“ und mit einem Adler versehen. Auf den Postsendungen standen Feldpostnummern, damit die Frontabschnitte geheim blieben. Vater hatte einen Weg gefunden, durch Zeichen mitzuteilen, in welchem Kriegsgebiet er sich aufhielt. Liebesgrüße schrieb er an seine Frau und wünschte sich, dass sie seine Liebe erwidern würde.

Er berichtete von der Gemeinschaft der Kameraden, von den Abenden, an denen sie von der Heimat und ihren Familien erzählten und die zerknitterten Fotos ihrer Kinder zeigten, die sie nicht aufwachsen sahen. Die Kleinsten kannten ihre Väter kaum oder gar nicht. Mutter ließ ihn an unserem Leben, an unseren Freuden und Sorgen teilhaben. Sie schilderte, wie sich Renate vor der Lehrerin fürchtete und sich anstrengen musste, um den Unterricht folgen zu können. Bald konnte meine große Schwester kurze Briefe an den Vati schreiben.

Er hörte von meinen Streichen. Einmal erzählte ich allen Leuten, die ich auf dem Weg zum Bahnhof traf, dass ich meinen Vati abholen würde. Tränen standen in seinen Augen, als er die Zeilen las. Da hatte er mich zuletzt gesehen, nachdem wir ausgebombt waren. Unser Vater begleitete unser Leben aus der Ferne.

Die Sonne strahlte vom blauen Dezemberhimmel. Wir zogen unsere besten und wärmsten Wintersachen an, lange Hosen, dicke Jacken und Stiefel, dazu Mütze, Schal und Handschuhe. Bald würden wir unserem Vater begegnen.

Die Spannung wuchs, als Opa Fritz, Tante Mariechen, Mutter und Renate und ich den steilen Hügelchenberg hinabstiegen, Battenfeld hinter uns ließen und dem Bahnhof in Allendorf zustrebten.



Wir sahen dem Zug entgegen, der schwarz und mit aufsteigenden Qualmwolken keuchend in den Bahnhof einfuhr. Mutter stand erwartungsfroh neben mir, Renate hampelte von einem Bein auf das andere, weil sie die Ankunft nicht still erwarten konnte. Ich stand staunend auf dem Bahnsteig und konnte das alles nicht begreifen. Der Zug hielt vor uns auf dem Bahngleis.

Unsere Mutter lief der sich langsam öffnenden Abteiltür nach, hinter der sie ihren Mann erblickt hatte. Ein großer, magerer Mann stieg aus, setzte den schwarzen Holzkoffer und die alte Tasche auf dem Boden ab, um unsere Mutter in die kraftlosen Arme zu schließen. Sehnsucht und Verzweiflung, die sich in den langen Jahren aufgestaut hatten, lagen in dieser Umarmung. Ihre Tränen vermischten sich.

Er drückte Renate an seine eingefallenen Wangen, sie strahlte den geliebten Vati glücklich an. Er begrüßte seinen Vater und Tante Mariechen. Als er zu mir kam und meine Mutter mich zu ihm hinschob, verdunkelte sich der Himmel. Der fremde Mann war nicht mein Vati! Er war nicht der, von dem ich mich an meinem dritten Geburtstag trennen musste. Er nahm mich auf den Arm, ich schaute in seine müden, traurigen Augen. Ich war nicht sein kleines Mädchen! Die Menschen, die ich so sehr liebte und mit denen ich fast sieben Jahren zusammenlebte, wandten sich mit ihrer Liebe und Fürsorge dem fremden Mann zu. Starr und reglos stand ich zwischen ihnen, noch nie hatte ich mich so allein gefühlt.

Auf dem beschwerlichen Heimweg suchte ich Renates Hand und fragte sie unsicher, ob denn dieser Mann wirklich unser Vati sei. Sie bestätigte und beteuerte, dass dieser unheimliche Fremde wirklich unser Vati sei. Ich glaubte ihr nicht.

Oma Klara saß im geflochtenen Sessel am Fenster. Es wurde schon dunkel, als wir den Hof betraten. Die alte Frau trat ihrem Sohn entgegen, er legte behutsam seine Arme um die Mutter. Tante Magdalene begrüßte traurig den Bruder. Sie dachte an ihren Freund Max, der noch immer in der russischen Kriegsgefangenschaft ausharren musste.

In der Wohnung legte der fremde Mann den Wintermantel ab, den er von einem Freund in Wuppertal geschenkt bekommen hatte. Darunter trug er eine alte wattierte Jacke und dunkle Hose. Seine Füße steckten in übergroßen dicken, hohen, schwarzen Schnürschuhen, die seine Schritte plump und noch müder wirken ließen.

Es war Heiligabend, die Weihnachtsglocken läuteten vom nahen Kirchturm und kündigten die Christvesper an. Vom Weihnachtsbaum leuchteten die angezündeten Kerzen. Zwischen den vertrauten Menschen saß neben uns der fremde Mann. Die Gemeinde sang: „Oh du fröhliche, oh du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ Die Glocken läuteten. Unterm Deckengewölbe der alten Dorfkirche war mein Sternenhimmel. Ich betrachtete den hellen Weihnachtsstern am blauen Himmelszelt, der von unzähligen großen und kleinen Sternen umgeben war. Oft hatte ich versucht, sie zu zählen.

Auf der Fußmatte vor unserer Wohnungstüre hatte jemand einen geflochtenen Korb abgestellt. Mit großen Augen bestaunten wir die Konserven, eine Wurst, den Kuchen, frische Eier, die Flasche Wein und die Dinge, die der Korb sonst noch enthielt. Er war für meinen Vater bestimmt, die Försterfamilie sandte Glückwünsche zu seiner Heimkehr.

Zum ersten Mal zündete unser Vater die Kerzen im Weihnachtsbaum an. Oma Elise aus Wuppertal hatte ihren Baumschmuck mit uns geteilt. Kerzenhalter, Silberkugeln, die leicht zerbrachen und Lametta, das in jedem Jahr mit dem Daumnagel glattgezogen wurde, sehr vorsichtig, damit kein Stückchen abbriss.

Wir sangen das erste Weihnachtslied für unseren Vater, er stimmte leise mit ein, Renate und Mutter spielten auf der Flöte. Dann durften wir die spärlichen Geschenke ansehen, die wir unter dem Weihnachtsbaum fanden. Ein paar Tage war mein Teddy Jürgen unauffindbar gewesen, niemand wusste, wo er sich versteckte. Wie in jedem Jahr saß er unter dem Weihnachtsbaum, mit alten Strümpfen überzogen und einem neuen Kleid aus Stoffresten. Ich drückte ihn an mich, gerade jetzt brauchte ich meinen Freund.

Mutti hatte lange gespart, Vati sollte mit einem Frühstückskorb empfangen werden. An der Dauerwurst, die zur Freude der Meisen vor dem Fenster hing, hatten die Wintervögel gepickt. Da fand Vater eine Tüte mit Kaffeebohnen, ein viertel Pfund, neben einem Stück guter Butter. Er freute sich über die Gläser mit eingekochten Birnen, Kirschen und Pflaumen. Vom letzten Herbst lagen die schönsten Äpfel im Korb. Außerdem hatten wir Nüsse und ein Glas Rübenkraut beigelegt. Meine Schwester und ich schauten gespannt von einem Korb zum anderen.

Für Mutti und Renate war die Heimkehr des Vaters das schönste Weihnachtsgeschenk. Sie hatten noch nie ein so frohes Weihnachtsfest gefeiert. ❄

Trauriger Besucher

Die schöne niederschlesische Hauptstadt Breslau lag in Schutt und Asche. Mutter und wir sieben Kinder, die wir die Festungszeit und die Verschüttung auf der Dominsel überlebt hatten, hatten keine großen Erwartungen mehr. Wir trachteten nur noch danach, Nahrung zu bekommen, um unseren Hunger zu stillen.

Es gab keine Geschäfte mehr und daher auch keine Lebensmittel. Das Einzige, was im Übermaß vorhanden war, waren Trümmer und vor Hunger kranke und sterbende Menschen. So erkrankte auch unser jüngster Bruder Klemens, der gerade mal fünf Jahre alt war, an Typhus. Ich selbst bekam Hungerödeme.

Unser Bruder Andreas, er war ein Volkssturmmann von 16 Jahren, erlag seinen Verwundungen im Lazarett Elbingbunker. Er wurde sieben Tage nach der Kapitulation im Garten Siechenhaus im Massengrab mit noch 22 anderen jungen Soldaten beerdigt. Mutter und wir Geschwister konnten nur unter großen Schwierigkeiten dorthin gelangen, um an der Beerdigung teilzunehmen. Die Furcht vor den russischen Truppen zwang uns, Umwege zu machen.

Die allgegenwärtige Angst, beraubt, überfallen oder vergewaltigt zu werden, begleitete uns durch die nächste Zeit. Wir mussten weiße Armbinden tragen und erhielten Arbeitspässe.

Trotz allem nahte das Weihnachtsfest und wir dachten, wie es wohl in diesem Jahr aussehen würde. Nichts zu essen, geschweige denn ein weihnachtliches Festmahl. Keine Geschenke, kein Christbaum! Das Wesentliche aber war uns sicher. Das war die Christmette in Mater Dolorosa. Und darauf konzentrierten sich all unsere Erwartungen, ohne trübsinnig zu werden ob der Verluste schöner Gewohnheiten.



Je näher aber das Weihnachtsfest rückte, umso wehmütiger wurde uns doch bei dem Gedanken, nicht einmal einen Christbaum aufstellen zu können. Woher denn auch? Lichterglanz! Das war es, was uns nach dunklen Keller-aufenthalten, Bombenhagel, Nahrungsentzug und dem Verlust lieber Menschen den Weg zur Krippe weisen sollte. Es war doch alles so düster und freudlos!

Unsere Mutter aber sah den Tatsachen ins Auge und verwies uns in aller Liebenswürdigkeit auf das Wesentliche des Weihnachtsfestes. Sie erklärte uns: „Auch das Kind in der Krippe war arm. Es kam für uns auf die Welt ganz erd-nah, dass uns ein Licht aufgeht, ein Licht in unserem Herzen.“

Ja, daran sollten wir denken und nicht an den äußerlichen Lichterglanz am Tannenbaum, der ohnehin nicht zu haben war. Das war für uns schwer ver-ständlich, hatten wir doch an jedem Weihnachtsfest neben der Krippe die Lichter am Christbaum brennen sehen. Aber Mutter versuchte weiter, uns gründlich zu überzeugen und sagte: „Das kann auch eine Chance für uns alle sein, dem Kind in der Krippe ganz nahe zu sein mit all dem Elend, in das wir eingebunden sind.“

Wir Kinder spürten ihre Überzeugung förmlich. Und während wir ver-suchten, das Gesagte zu begreifen, es war der Morgen des Weihnachtsfestes, klopfte es stürmisch an unserer verrammelten Tür. Nur zögerlich versuchten wir die Tür von den Balken zu befreien, um sie zu öffnen.

Wir trauten unserem Augen nicht! Vor der Tür stand der 16-jährige Arnold Leuschner, der schlotternd vor Kälte ein Tannenbäumchen in den Händen hielt. Wie fragten ihn, wo er ihn her habe und warum er ihn uns geben wolle. Er entgegnete überglücklich: „Der Andreas hat mir im Häuserkampf, als ich verwundet wurde, das Leben gerettet. Und dafür möchte ich mich bei ihm mit diesem Bäumchen bedanken.“ Für eine Weile hatte es unserer Mutter die Sprache verschlagen. Dann aber sagte sie: „Darüber wird sich Andreas in der Ewigkeit sicher freuen. Er ist an seinen Verwundungen verstorben. In seinem Namen danken wir dir für deinen gewiss lebensgefährlichen Einsatz, auch uns damit eine Weihnachtsfreude gemacht zu haben.“

Er verriet uns nicht die Herkunft des Baumes, fing bitterlich zu weinen an, und ließ sich durch nichts mehr aufhalten. Er wollte wohl ganz allein mit seinem Schmerz sein.

Wir aber machten uns eilig daran, das Bäumchen aufzustellen, die übriggebliebenen Kerzenstummel aus der „Kellerzeit“ zu suchen, um sie dem Christbaum aufzustecken.

Hatten wir auch nicht ausreichend zu essen, nur ein in den Kellern gefundenes Dauerbrot, so brannten doch am Heiligen Abend 1945 die Kerzen am Christbaum in unserer Wohnung auf der Domstraße 8. Voller Freude und Dankbarkeit sangen wir an der Papierkrippe unsere Weihnachtslieder und waren dem Christkind gewiss näher, als wir es in besseren Zeiten gewesen waren.

Arnold Leuschner aber sahen wir nie wieder. ❄



ROBERT ZAPP

Erlebt von Helene Zapp

Schmerz, Kummer und ein kleiner Trost

Weihnachten 1945. Endlich herrschte Frieden! Aber Freude? Nein, das Weihnachtsfest 1945 war das traurigste in meinem Leben. Seit Kriegsende warteten wir auf die Heimkehr unseres Vaters und meines Verlobten. Von Vater hatten wir im April noch die Nachricht erhalten, er sei verwundet, aber wir bräuchten uns keine Sorgen zu machen. Warum aber kam er nicht nach Hause, wenn er doch irgendwo im Lande im Lazarett gelegen hatte? Mein

Verlobter befand sich in französischer Gefangenschaft. Das hatte uns ein entlassener Kamerad wissen lassen. „Die Männer sollen zu rauchen haben, wenn sie zurückkommen“, hatte Mutter gesagt und den ganzen Sommer Tabak im Garten gezüchtet. Aber sie kamen nicht, und es wurde Herbst.

Im November fuhr mein Schwiegervater wieder einmal geschäftlich nach Oldenburg. Ich war geschockt, als man mir im Büro die Nachricht überbrachte, er sei von plündernden Ausländern überfallen, beraubt und erschossen worden. Ein Bekannter holte mit einem LKW seinen Sarg ab. Es war furchtbar, meine Schwiegermutter war wie versteinert und nicht ansprechbar. Zur Beerdigung kam auch meine Mutter von Lüdenscheid. Abends fuhr ich mit ihr nach Hause und wollte anschließend wieder zurück nach Schalksmühle. Ausgerechnet da kam unser damaliger Pastor und brachte Mutter die Nachricht, dass mein Vater gestorben sei. Er war bereits im April seiner Verwundung erlegen. In Bad Wimpfen hatte er in einem Reihengrab seine letzte Ruhestätte gefunden. Und wie hatten wir auf seine Rückkehr gewartet. Nun war Mutter zum zweiten Mal Witwe, da mein leiblicher Vater tödlich verunglückt war, als ich gerade zwei Jahre alt war.

Dann kam das Weihnachtsfest. Meine Schwester konnte noch nicht wieder zur Schule gehen. Deshalb war sie seit Monaten bei meiner Schwiegermutter, um ihr im Haushalt zu helfen. Sie wollte sie auch in diesen schweren Wochen nicht allein lassen und blieb also auch zum Fest in Schalksmühle. Währenddessen „feierte“ ich Weihnachten mit meiner Mutter und meinen hochbetagten Großeltern bei zwar kümmerlichem Festessen, aber wenigstens in der warmen Stube. Zu vorgerückter Stunde ging die Schelle an der Haustür. Wer kann am Heiligen Abend so spät noch unterwegs sein? Da standen mein Onkel und meine Tante aus der Nachbarschaft vor der Tür. Bei ihnen waren Verwandte aus Polen, ein Ehepaar, das alles im Stich lassen musste. Ihre Kinder warteten im Hamburger Flüchtlingslager auf die Rückkehr ihrer Eltern, die in Lüdenscheid eine Bleibe suchten. Ja, da kam zu unserem Schmerz neuer Kummer! Wir haben uns gegenseitig getröstet.

Am ersten Feiertag bin ich dann nach Schalksmühle gefahren, um meiner Schwiegermutter und meiner Schwester Gesellschaft zu leisten. Die Stim-

mung der beiden brauche ich nicht zu beschreiben, aber auf dem Tisch stand ein Teller mit Tannenzweigen. „Wenigstens etwas Grün“, dachte ich und habe mich dann eigentlich zum ersten Mal in diesen Tagen gefreut! Man erzählte mir, dass Leute aus dem Haus den Teller am Weihnachtsmorgen hergereicht hatten. Meine Schwiegermutter und meiner Schwester war erst nach einer ganzen Weile aufgefallen, dass unter dem Tannengrün lauter Weihnachtsplätzchen versteckt lagen. Diese hatte sich die kinderreiche Familie vom Mund abgespart.

Ja, das war Weihnachten 1945 für mich. Viele werden noch traurigere Weihnachten erlebt haben und vielleicht den Schleier des Vergessens darüber ausgebreitet haben. Ich aber werde in jedem Jahr neu daran erinnert. Mein Verlobter kam übrigens im März 1946 aus der Gefangenschaft zurück. *

Das Wichtigste ist die Geborgenheit

Jedes Jahr zur Adventzeit wird die Erinnerung an die Weihnachtsfeste, die ich in der Kriegs- und Nachkriegszeit erlebt habe, besonders stark.

Im Herbst 1944, waren meine Mutter, meine Schwester und ich in ein Dorf nördlich von Königsberg evakuiert worden.

Diese Übergangslösung beeinflusste unsere Lebensweise sehr stark. So verlief auch Weihnachten anders, als wir es gewohnt waren. Es gab hier keine Fliegerangriffe. Dennoch konnte die Ruhe, die in dem idyllischen Ort herrschte, nicht über die allgemeine Aufbruchstimmung hinweg täuschen.

Es war Heiligabend. Wir Kinder hatten uns, wie schon die Tage zuvor, beim Schlittenfahren und Eislaufen ausgetobt. Wir kamen erst bei Anbruch der Dunkelheit nach Hause und waren nach dem Abendessen todmüde ins Bett gesunken. Unser Vater konnte seinen Urlaub erst nach dem Weihnachtsfest bekommen. Deshalb warteten wir mit der Bescherung, bis unser geliebter Vater bei uns sein konnte. In den folgenden Tagen rückte das Weltgeschehen in den Hintergrund. Unsere kleine Familie war noch einmal in Harmonie und Liebe vereint. Leider vergingen diese schönen Tage viel zu schnell. Als sich unser Vater danach von uns verabschiedete, wussten wir nicht, dass es ein Abschied für immer sein sollte.

Im Januar 1945 überschlugen sich die Kriegereignisse. Wir verließen das Dorf Hals über Kopf, um nach Königsberg zu gelangen. Von dort setzten wir unsere Flucht fort. Um der Bevölkerung die Flucht in den Westen über den Seeweg zu ermöglichen, fanden im Pillauer Gebiet zwischen der deutschen Wehrmacht und der Roten Armee erbitterte Kämpfe statt. Gott allein weiß, wie viele Soldaten dabei ihr Leben opferten. Der Weg führte uns durch ein Inferno. Unsere Odyssee, bei der uns Elend und Tod ständig begleiteten, endete erst im September irgendwo im Norden.

In einem Dorf, das in der Nähe von Bremen lag, bekamen wir auf einem kleinen Bauernhof von hilfsbereiten Menschen ein Zimmer zugewiesen. Die Hauswirtsleute, wie wir sie nannten, erleichterten uns die Zeit der Eingewöhnung auf jede erdenkliche Weise. Inzwischen stand Weihnachten wieder vor der Tür. Wir hatten keinen Tannenbaum, und an Geschenke war schon gar nicht zu denken. Die „Naturalien“, die unsere Mutter für ihre Näharbeiten erhielt, sättigten uns einigermaßen, und sorgten für eine warme Stube. Aber das war auch alles.

Das kummervolle Gesicht unserer Mutter blieb uns auch am Heiligen Abend nicht verborgen. Wir wussten, dass sie sich um unsere Zukunft sorgte. Wir waren, wie sie, darüber traurig, dass es keine Nachricht von unserem Vater gab. Die bedrückende Stimmung war im ganzen Haus deutlich zu spüren. Auch die liebevollen Menschen, die ihr Zuhause mit uns teilten, machten keine fröhlichen Gesichter. Sie sorgten sich um ihren Sohn, der noch in englischer Kriegsgefangenschaft war.



Am Nachmittag saßen wir trübsinnig in unserem Stübchen am Fenster und sahen zu, wie es draußen langsam dunkel wurde. Da klopfte es leise an unsere Tür. Die Hauswirtsleute kamen, um uns zum Abendessen einzuladen. Das freundliche Angebot wurde von unserer Mutter zunächst zögerlich, dann aber doch dankbar angenommen. Als wir einige Zeit später die kleine, gemütlich eingerichtete Stube betraten, brannten an dem schön geschmückten Tannenbaum die Kerzen. Aus der Terrine, die auf dem gedeckten Tisch stand, stieg ein köstlicher Duft empor. Uns lief das Wasser im Mund zusammen.

Sie baten uns bei ihnen am Tisch Platz zu nehmen und forderten uns eindringlich auf, die Teller richtig voll zu schöpfen. Wir sollten uns an der kräftigen Hühnersuppe, die viel Fleisch enthielt, satt essen. Die Suppe schmeckte vorzüglich, so etwas Gutes hatten wir lange Zeit entbehren müssen. Danach saßen wir in gemütlicher Runde beisammen, knackten Nüsse, und hörten Weihnachtslieder, die im Radio gespielt wurden. Alle waren zufrieden und auch ein wenig fröhlich. Nun war es doch noch Weihnachten geworden.

Im Sommer 1946 kehrte der Sohn unserer lieben Wirtsleute aus der Gefangenschaft zurück. Dies hatte zur Folge, dass wir den ihm zustehenden Platz räumen mussten. Ab dem Herbst dieses Jahres lebten wir dann in dem Nachbardorf, bei einer Familie, die Landwirtschaft und Gemüsebau betrieb. Damals wussten wir nicht, dass das Schicksal es damit noch besser mit uns gemeint hatte. Denn vom ersten Tag an wurden wir in der Familie wie Angehörige aufgenommen. Es war von Anfang an so, als wären wir von einer langen Reise endlich heimgekehrt. Ab diesem Zeitpunkt begann für mich eine wundervolle Kindheit.

Die Nachkriegsnot machte sich in allen Bereichen stark bemerkbar. Es war in diesem Jahr zu Weihnachten besonders deutlich spürbar. Es gab nicht viel mehr als einen schön geschmückten Tannenbaum. Aber das Wichtigste war, die Geborgenheit im Kreis warmherziger Menschen zu spüren. Das ist doch ein durch nichts zu ersetzendes Weihnachtsgeschenk. Das Gefühl der Dankbarkeit ist mir bis heute noch so präsent wie damals. ✨

Neuer Stern von Bethlehem

Weihnachten 1945: Der Krieg war seit einem halben Jahr zu Ende, aber die Not wurde immer größer. Unsere Familie war in den letzten Kriegsmonaten erheblich gewachsen. Eigentlich waren wir vier, meine Mutter, ich, meine jüngere Schwester und ein kleiner Pflegebruder. Der Vater war schon seit Jahren tot. Die Großmutter kam und blieb bei uns. Die Schwester meiner Mutter war vor dem Bombenkrieg aus München geflüchtet. Sie kam mit ihren drei Kindern zu uns aufs Land. Sie wurde begleitet von ihrer Schwiegermutter und zwei Schwägerinnen, die eine mit einer Tochter, die andere mit zweien. Ihre Männer waren im Krieg und die Frauen waren seit Monaten ohne Nachricht von ihnen.

Einen Bruder meiner Mutter hatte es nach dem Ersten Weltkrieg nach Schlesien verschlagen. Dort hatte er eine Familie gegründet, war eingezogen worden und kam an die Front. Auch von ihm gab es kein Lebenszeichen.

Als nun die Russen nahten, floh die Tante mit ihren beiden kleinen Mädchen aus der Heimat zu Fuß. Die Kleinere wurde in einem Kinderwagen transportiert, der von der größeren Schwester geschoben werden musste. Die Mutter zog das Leiterwägelchen mit dem neuen Besitzstand. Sie kamen zu uns und brachten den Lehrer ihres Heimatdorfes mit. Er war ein schwerbehinderter Mann, der seine Frau und seine Tochter bei sich hatte. Ihnen hatten sich zwei größere Mädchen angeschlossen, die schon aus Ostpreußen geflohen waren und die nun wieder auf die Straße mussten. Sie alle waren inzwischen bei uns angekommen und dageblieben. Wo hätten sie auch hingehen sollen? Halb Europa war auf Herbergssuche! So war unsere vierköpfige Familie auf 23 Häupter angewachsen.

Wir wohnten zur Miete in einem alten aufgelassenen Bauernhaus, das einigen Platz bot. Dass die Zimmerchen und Kammern nicht heizbar waren, das störte damals niemanden. Das Leben spielte sich in der großen Küche ab. Sie



hatte eine niedrige Decke, einen riesigen gusseisernen Herd und kaltes Steinpflaster. Eine Falltür führte über Steinstufen in den Keller, in dem wir viele Stunden zugebracht hatten, wenn sich oben die Tiefflieger austobten. Jetzt diente der Keller wieder seinem eigentlichen Zweck, der Aufbewahrung von Vorräten. Diese bestanden damals aus selbstgemachter Marmelade, die nicht hielt, da man ohne Zucker schlecht einkochen kann. So blieben einige Töpfe selbstgekochter Sirup aus selbstgebauten Rüben und ein Haufen Kartoffeln. Diese stammten zum Teil aus dem eigenen Krautgarten, zum Teil, ich gestehe es, ohne mich zu schämen, hatten wir sie auf den Feldern gestohlen.

Das Kohleneck war zwar schwarz, wie es sich gehörte, aber ohne Kohlen. Das also war das Hauswesen, das meine Mutter zu versorgen hatte. Sie muss Zauberkräfte gehabt haben, anders kann ich mir nicht erklären, wie sie so

viele Leute durchgebracht hat. Kein Mann war im Haus, der schlesische Lehrer brauchte mehr Hilfe, als er geben konnte. Ich war fünfzehn.

Auf diese zusammengewürfelte Großfamilie kam nun das erste Weihnachten nach dem Krieg zu. Die Mutter fragte, mehr sich selbst als mich: „Was soll ich ihnen bloß hinstellen am Heiligen Abend? Ich kann doch nicht schon wieder Kartoffeln und Milch ...? Aber lass nur, irgendetwas wird es schon geben. Es ist auch noch ein paar Tage hin!“ Ihr Gottvertrauen war unerschütterlich!

Dann erlebten wir unsere Weihnachten. Es begann mit dem neuen Stern von Bethlehem. Damit meine ich unsere alten Straßenlaternen, die im Advent überraschend aufflammten und zum ersten Mal wieder Licht gaben. Mehr als drei Jahre waren sie dunkel geblieben, erst wegen der Verdunkelung, dann wegen der Stromsperre. Jetzt erhellten sie wieder spärlich das Dorf, aber ihr Licht leuchtete uns damals heller als alle Lichtreklamen unsere Tage zusammen!

Nach dem Stern kam der Verkündigungengel in Gestalt des Postboten. Er brachte eine zerschlissene Karte, die lange, lange auf dem Weg gewesen sein musste. Der Text, mit stumpfem Bleistift geschrieben, war kaum mehr zu lesen. Schließlich entzifferten wir folgende Nachricht: „Meine Lieben! Ich lebe und hoffe, dass meine Familie bei Euch ist und dass ich bald nach Hause kann. Euer Hans.“ Die Karte kam aus einem Gefangenenlager in Schleswig-Holstein. Das war das erste Lebenszeichen von einem der Männer.

Kurz vor Heiligabend winkte mir ein entfernterer Nachbar, der die Aufgabe hatte, die raren Kohlen auf Bezugsschein an die Haushalte zu verteilen: „Komm heut' Abend, wenn es Nacht ist, mit einem Kübel! Ich hab' ein paar Kohlen für euch.“ So ging ich denn und holte dieses Gottesgeschenk, wie meine Mutter es nannte. Damit begann meine Laufbahn als Christkindl.

Am nächsten Tag nämlich holte ich, wie gewohnt, nachts heimlich bei einem Nachbarn die Milch, die die Bäuerin verbotenerweise täglich abzweigte für unsere vielen Kinder. Dabei hängte sie mir ein ziemlich schweres

Bündel an meinen freien Arm und sagte: „Da!“ Nach meinem „Vergelt’s Gott!“ stolperte ich heim, und da zeigte sich, dass der Nachbar geschlachtet hatte, schwarz selbstverständlich, und dass er uns nun teilhaben ließ an seinem verbotenen, strafbaren Reichtum, an Schweinefleisch und hausgemachten Würsten.

„Ich sags ja, irgendwie gehts immer wieder weiter!“, flüsterte mir die Mutter zu. Aber als ich dann vom anderen Nachbarn einen ganzen, großen Laib Bauernbrot heimbrachte, da weinte sie.

Am Abend vor dem Heiligen Abend saßen wir in der Küche. Es mag gegen neun Uhr gewesen sei, als es am hölzernen Fensterladen pochte. Ich musste gehen und schauen, was da los war. Eigentlich durfte ja niemand auf der Strasse sein um diese Zeit, denn das „curfew“ der Besatzer verbot der Bevölkerung, mit Einbruch der Dunkelheit bis zum Morgen die Häuser zu verlassen. Ich zog den schweren Riegel der Haustür zurück, öffnete die Tür und sah den Knecht Ruprecht. Es war ein großer Mann, der eine zerbeulte Militärkappe über dem bärtigen Gesicht und etwas Rucksackähnliches auf dem Buckel trug, wie ich im ungewohnten Licht der Strassenlaterne sah. „Ja, lass mich halt rein!“, sagte er. Da erkannte ich ihn! Es war der, den der Postbotenengel angekündigt hatte, der Bruder meiner Mutter und der Mann meiner schlesischen Tante und der Vater der zwei Mädchen, von denen er die Kleinere noch nie gesehen hatte.

Wie der Heilige Abend selbst abgelaufen ist, weiß ich nicht mehr, denn unser Weihnachtsgeschehen hatte sich schon an den Tagen vorher erfüllt. *



LOTHAR ESTER

Wieder zuhause

Gibt es eine schönere Aufgabe, als unseren Spätheimkehrern den ersten Willkommensgruß entbieten zu dürfen, diesen Menschen, die aus der Finsternis heraustreten, aus einer Welt, die das Geschehen der heiligen Weihnacht seit vier Jahrzehnten aus den Herzen ihrer Untertanen verbannt hat?

Das Dunkel der Nacht liegt wie ein Schatten auf den kahlen Feldern und verbirgt die Tragik unserer zerrissenen Heimat hier an der Zonengrenze. Die Scheinwerfer eines Personenwagens leuchten auf und gleißendes Licht erhellt die Straße, die für uns drüben am russischen Schlagbaum ihr Ende findet.

Wir möchten hinüberlaufen, den Schlagbaum hochreißen und unsere Kameraden umarmen, ihnen sagen, dass wir sie nicht vergessen haben, auch nicht unsere Brüder und Schwestern, die am heutigen Heiligen Abend irgendwo im fernen Osten, in der Tundra, in den endlosen Steppen Russlands oder in den Kohlschächten ihrer harten Frontarbeit nachgehen müssen. Möchte doch der Wind die Weihnachtsbotschaft hinübertragen und ihnen die Kraft geben auszuharren, bis auch für sie die Stunde der Freiheit angebrochen ist.

Soeben erfolgt drüben auf russischer Seite die Übergabe von 350 Heimkehrern. Der Schlagbaum gibt die Straße frei. Dunkelrot leuchtet der Sowjetstern über dem Eingangstor in die Ostzone. Nicht wie der Stern zu Bethlehem, freundlich und mild, sondern drohend und herausfordernd.

Zögernd lösen sich die einzelnen Reihen aus der langen Kolonne, die einer letzten Zählung auf russischer Seite unterworfen wird. Und dann schreiten sie durch das Niemandsland, kommen auf uns zu in stiller Erwartung. Wir schauen in ihre Gesichter, die vergangenes Leid und das Bewusstsein neu geschenkter Freiheit widerspiegeln. Ein wunderbarer Sternenhimmel ist Zeuge dieser stummen Szene und die schmale Mondsichel drüben am Horizont möchte nichts weiter sein als Wegweiser in eine neue und bessere Zukunft.

Nun stehen sie vor uns, unsere Heimkehrer, nur wenige Schritte von uns entfernt. Vorn in der ersten Reihe stimmt einer ein Weihnachtslied an: „Oh du fröhliche, oh du selige gnadenbringende Weihnachtszeit“ erklingt im gewaltigen Chor wie ein Lob- und Danklied diese alte deutsche Weise aus dankerfüllten Herzen zum Sternenhimmel. Wer würde sich hier der Tränen schämen angesichts dieser beglückenden Stunden, da wir die Geburtstunde des menschengewordenen Gottessohnes feiern, der der Welt den Frieden brachte? Herzlich und warm ist die Begrüßung, die kaum der Worte bedarf, und aller Dank und die unbeschreibliche Freude. Leuchtende Augen, seit Jahren vielleicht zum ersten Male wieder, sehen uns an. Leise singt der vierstimmige Chor der Pädagogischen Akademie Paderborn, der abseits der Straße steht, wie in der Weihnachtsnacht die Engelscharen das Loblied Gottes sangen. Ein Gefühl der Dankbarkeit, diese Stunde miterleben zu dürfen, erfüllt uns. *

Das neue Zuhause

Ende Oktober 1945 kam ich mit meiner Mutter und mit meinen beiden drei und fünf Jahre alten Kindern nach Thalau, einem kleinen Dorf in der Rhön. Wir waren dort die ersten Flüchtlinge, genauer Heimatvertriebene aus dem Sudetenland, und wurden vom Bürgermeister freundlich aufgenommen. In einem Bauernhaus wurde uns ein leeres Zimmer zugewiesen. Überglücklich verstaute wir unsere Habseligkeiten darin. Endlich raus aus den tristen Flüchtlingslagern, in denen wir seit Mai 1945 gehaust hatten! Wir waren dort immer mit fremden Menschen zusammen gewesen. Kein noch so kleines Stübchen für uns allein, es gab keine Tür, die man zumachen, hinter der man sich geborgen fühlen konnte. Aber jetzt war es endlich so weit: Wir hatten ein eigenes Zimmer, das von nun an unser neues Zuhause sein sollte.

Die nötigsten Möbelstücke bekamen wir von unseren Wirtsleuten oder auch von Nachbarn geschenkt oder geliehen. Dafür machten wir uns im Haushalt nützlich und wurden die erste Zeit sogar mit verköstigt. Ich besserte Wäsche aus und fertigte aus Stoffresten, die mir die Leute brachten, kleine Stoffpuppen an. Damals gab es ja keine Spielsachen, es gab einfach gar nichts zu kaufen. So waren die Püppchen von mir ein willkommenes Geschenk für kleine Puppenmütter zum bevorstehenden Weihnachtsfest. Und davor war mir ganz gehörig bange, dazu kam noch die Ungewissheit über das Schicksal meines Mannes und das meines Vaters. Wir konnten nur hoffen und beten.

Kurz vor Weihnachten gab es eine freudige Überraschung für uns: Im Nachbarort Hettenhausen hatte der evangelische Pfarrer erfahren, dass in Thalau eine katholische Flüchtlingsfamilie mit kleinen Kindern sei. In seinem Ort gab es (noch) keine Flüchtlinge, er hatte aber vom Amerikanischen Roten Kreuz einige Care-Pakete für Flüchtlinge erhalten. Und da bedachte er uns mit einem solchen Riesenpaket! Wir waren ganz selig über den Paketinhalt! Warme Kleidung für uns alle, einige Konservendosen Eier- und Milchpulver, sogar Kakao und einige Süßigkeiten waren mit dabei. Wir



konnten kaum fassen, dass all diese Herrlichkeiten uns gehörten! Und dass dies alles von den Amerikanern, unseren „gestrigen Feinden“, nach Deutschland geschickt worden war. Das ließ unseren zusammengebrochenen Glauben an das Gute im Menschen doch wieder ein wenig aufleben.

Und dann kam der Heilige Abend. Wie auch auf der böhmisch-mährischen Höhe, unserer alten verlorenen Heimat, war auch hier in der Rhön alles märchenhaft verschneit. „Mutti, wann kommt denn das Christkind?“, fragten meine Kinder. „Das kommt nicht, das hat uns vergessen!“, sagte meine Mutter mit Bitterkeit in der Stimme. „Nein“, widersprach ich, „das Christkind vergisst niemanden! Es wird schon noch kommen. Wir wollen erst mal ein Weihnachtslied singen!“

Doch kaum hatten wir angefangen, klopfte es an die Tür. Unsere Wirtsleute und eine Nachbarin brachten ein winziges Tannenbäumchen mit kleinen Kerzen, dazu Äpfel, Nüsse, Eier, Speck, Kuchen, und so ging es in der nächsten halben Stunde weiter. Einer nach dem anderen, aus fast jedem Haus, kam und brachte uns seine Gaben! Wir waren überwältigt vor Freude und Rührung, hatten doch die meisten Menschen hier selbst nicht viel. Und doch hatten sie von dem Wenigen an uns verteilt. Es war durch sie doch noch das Christkind zu uns gekommen. Es war ein Heiliger Abend, den ich nie vergessen werde. Mit dem Gang zur Christmette fand er seinen krönenden Abschluss. Auf dem Heimweg von der Kirche drückten wir viele Hände, hörten von Herzen kommende Worte und Wünsche, und wussten, wir hatten ein neues Zuhause gefunden. Voll Dankbarkeit denke ich auch heute noch daran zurück. ❄

Weihnachtswunder

1945, Waidmannsberg, Kreis Crailsheim. Wir waren Heimatvertriebene und hausten 1945 zu sechst in einer winzigen Kammer im Dachboden des Hauses von Landwirt Karl Wüster. Vater hatte auf wunderbare Weise nach kurzer US-Gefangenschaft wieder zur Familie gefunden. Unser Bruder Peter, geboren am 13. September 1944, lebte nicht mehr. Er hatte die Strapazen und den Hunger unserer Flucht nicht überstanden.

Alles war so trostlos! Nun aber stand Weihnachten vor der Tür, und uns Kindern zuliebe sollte es gefeiert werden. Mein jüngster Bruder Wulf und ich sammelten schon früh Stanniolstreifen, die büschelweise in Feld und Wald zu finden waren. Diese waren von feindlichen Bombern abgeworfen worden, die so die deutsche Radarüberwachung des Luftraumes ausschalten sollten. Wir wollten mit diesen Metallfäden als Lamettaersatz ein Bäumlein zum Fest schmücken! Außerdem schabten wir von aufgelesenen Seekartons, in denen die Truppenverpflegung der amerikanischen Soldaten angeliefert wurde, den dicken, braunen Wachsüberzug herunter und formten daraus in der warmen Hand kurze, gedrungene Kerzen, denen als Docht ein Bindfadenstück dienen musste.

Nur den Christbaum gab es nirgendwo. Die Forstleute waren noch in Gefangenschaft. Ein Verkauf fand nicht statt. Wer nicht glücklicher Waldbesitzer war, musste zum „Selbstversorger“ werden, wollte er denn ein Bäumlein haben! Mit einem geliehenen Beil zog daher Vater mit uns Buben in den verschneiten Wald. Mit einer kleinen Fichte kehrten wir zurück.

Zuvor schon hatte ich für Mutter zum Fest aus dem Astkranz einer abgestorbenen Fichte einen Quirl zum Zerstampfen gekochter Kartoffeln gefertigt. Er war klein und zerbrechlich, aber ich hatte ein Weihnachtsgeschenk für sie. Diesen jämmerlichen Quirl hat sie bis kurz vor ihren Tod 1989 aufbewahrt. Damals erhielt ich ihn wieder zurück und habe ihn noch heute.

Die Not war groß. So genügte der Familie eine nach langem Suchen endlich gefundene Fünf-Liter-Dose der US-Armee als einziger Kochtopf. Dies war ein Glücksfall für uns, waren doch sämtliche Proviantdosen, die von den US-Soldaten in Mengen in den Wald gekippt wurden, zuvor durchlöchert worden, damit sie nicht mehr verwendbar waren.

Weihnachten 1945 lag das Land fest im Griff eines schneereichen Winters. Damals war es Wulfens und meine Aufgabe, Brot zu besorgen. Dazu mussten wir auf schlechten Feldwegen an Haselhof vorbei, durch Mariäkappel und durch Gersbach bis nach Ellrichshausen zur Bäckerei Schöll marschieren. Dort sollten wir für unsere Brotmarken einige große Laibe Brot für eine ganze Woche einkaufen.

Auf dem Rückweg schleppten wir die kostbare Last den langen Weg in zwei weiten offenen Taschen zurück.

Wegen des hohen Schnees blieb uns nichts anderes übrig, als den etwas weiteren Weg auf den doch eher passierbaren Fahrstraßen zu nehmen. Auf dem Heimweg waren wir ganz allein auf der tief verschneiten Straße. Verkehr gab es ja so gut wie überhaupt nicht so kurz nach dem Krieg und schon gar nicht bei dieser Witterung.

Müde und durchgefroren mühten wir uns auf der verwehten Hauptstraße Schritt um Schritt voran. Schon lag Haselhof hinter uns. Eben, als wir nach rechts einschwenken wollten in den Weg nach Waidmannsberg, kam uns doch noch ein Fahrzeug von Leukershausen her entgegen. Motorengeräusch war zu vernehmen und im Schneetreiben erkannten wir in der beginnenden frühen Dunkelheit dieses Tages einen Jeep der amerikanischen Truppen. Auch er hatte Mühe, durch den Schnee voranzukommen. Weit wichen wir beide aus bis in den Straßengraben, wo wir nun bis zur Hüfte im Schnee steckten. Das Fahrzeug wurde langsamer, dann hielt es auf unserer Höhe. Vier US-Soldaten waren unter dem beschneiten Verdeck zu erkennen. Zu unserem Schrecken öffnete einer von ihnen die Fahrzeughürde, um uns heranzuwinken.

War unser Brot gar in Gefahr? Regungslos verharrten wir beide im Graben,

mein Herz schlug mir bis zum Hals! Wieder winkte der Mann und deutete auf unsere Taschen. Wir streckten eine davon ihm entgegen, so dass er den Inhalt erkennen konnte. Er lachte und sprach mit seinen Kameraden. Durchgefroren, nur notdürftig durch ärmlichste Kleidung gegen Wind und Kälte geschützt, müssen wir Mitleid erregt haben, denn unvermutet streckte er uns eine Schachtel von etwa Schuhkartongröße entgegen.

Ob er auch etwas sagte, das weiß ich nicht mehr, doch ich wagte mich nun die zwei oder drei Schritte ihm entgegen, um aus seiner Hand die Schachtel zu erhalten! Der Jeep fuhr an und wir standen mit dem gewichtigen Karton in unserem Besitz wieder allein da.



Wir wussten schon, dass wir eine Packung der Truppenverpflegung in den Händen hielten, hatten wir doch oft genug den riesigen Abfallhaufen der US-Soldaten im nahen Wald ergebnislos durchwühlt! Wie war da plötzlich der noch weite Weg verkürzt, wie wurde der Schritt wieder fest! In freudiger Erwartung eilten wir weiter, dem Heiligen Abend entgegen.

Und was das für ein Heiliger Abend wurde! Ein jeder von uns wurde reich bedacht mit Gaben, die es für die meisten von uns Deutschen derzeit nicht gab. Da waren vier Zigaretten in einem eigenen kleinen Schächtelchen mitsamt den damals so kostbaren Zündhölzern für Vater, pulverisierter Bohnenkaffee, Zucker und Trockenmilch in mehreren kleinen Briefchen für Mutter und Oma, Schokoladenriegel für uns drei Buben. Dieter mit seinen gerade vier Jahren kannte solche ja überhaupt noch nicht. Es gab den uns allen fremden Kaugummi, Corned-Beef, Bohneneintopf, Rosinenkuchen, Marmelade und Crackers, eine Art Trockenbrot, alles wohlverpackt in Dosen! Wurde das ein Weihnachtsfest für uns in einer Zeit der Armut, des Hungers, der Hoffnungslosigkeit!

So flackerten nun am Heiligen Abend die rußenden Flämmlein unserer Notkerzen von den Zweigen und ließen unser Lametta aufblitzen! Vater spielte auf seiner durch die Gefangenschaft geretteten winzigen Mundharmonika, Oma und Mutter sangen „O du fröhliche“ und „Stille Nacht, Heilige Nacht“. Was sie wohl gedacht haben mögen nach langen Jahren der verordneten Gottferne?

Jahre danach, als mir die biblische Weihnachtsbotschaft vertraut geworden war, wurde mir dieses Weihnachtswunder des Jahres 1945 zu einem Schlüsselerlebnis. „Fürchtet euch nicht! Siehe ich verkündige euch eine große Freude!“ Ja, das war doch auch die Botschaft des feindlichen Soldaten in seinem Militärfahrzeug an uns an jenem Abend: „Eine Freude, die allen Völkern widerfahren wird!“ ❄

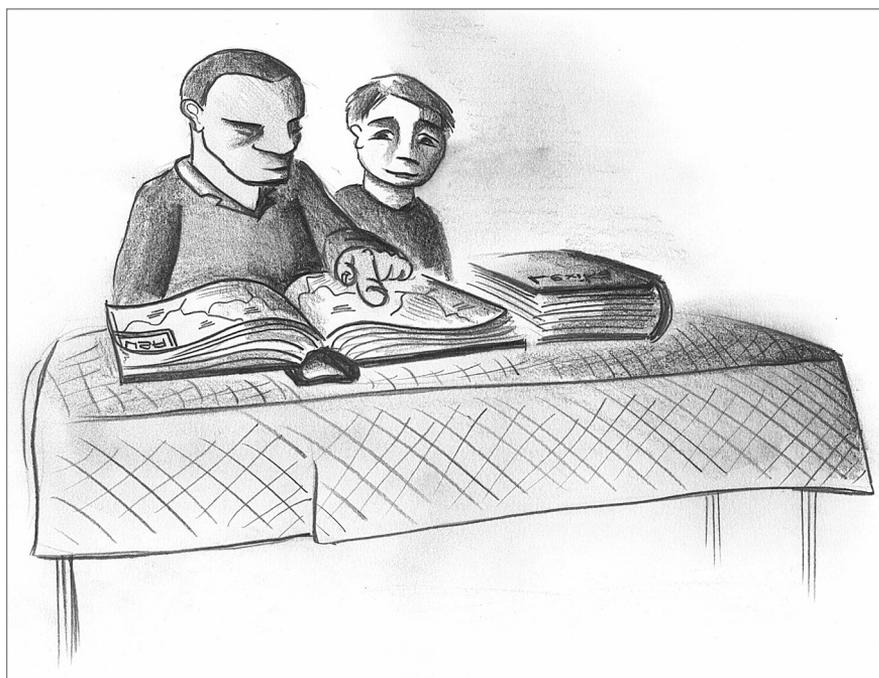
Pakete aus Philadelphia

Es war Weihnachtstag des kalten Hungerwinters in Deutschland 1946/47. Uns erreichte eine Postkarte vom Bürgermeisteramt. Wir sollten noch eine Lebensmittelpende aus Amerika abholen. Als Achtjähriger hatte ich schon Weihnachtsferien, Mutter war mit der Vorbereitung des kärglichen Weihnachtssessens beschäftigt und Vater musste noch beim Bauern arbeiten. Wir waren eine Flüchtlingsfamilie aus dem Sudetenland, die in einem alten Fachwerkhaus mitten im Lemgoer Holz Zuzugsgenehmigung für acht Personen bekommen hatte. Mein Vater hatte mit Hilfe von ein paar Handwerkern, die aus Nächstenliebe für wertlose Reichsmark arbeiteten, die Wulferkammer (Wölfekammer von 1848) wieder bewohnbar gemacht.

Sie gehörte zum Ortsteil Vogelhorst der Gemeinde Vossheide im Lipperland/Ostwestfalen, ganz weit draußen, zwei Kilometer von der Dorfmitte Eickernkurg. Die Familienzusammenführung hatte gerade erst im Oktober stattgefunden, wir waren nach Oberbayern zwangsausgesiedelt worden, während mein Vater den Hof Dinglinghausen als Entlassungsort aus der Kriegsgefangenschaft angegeben hatte. Dort hatte mein in Stalingrad vermisster Onkel 1935 sein landwirtschaftliches Lehrjahr gemacht.

Die Straße war verschneit und vereist und ich konnte mich mit dem spiralfederbereiften Fahrrad nur schiebend vorwärts bewegen. Die Hoffnung auf eine Lebensmittelpende ließ mich jedoch eilen, denn wir waren alle unterernährt. Mein Vater musste allein arbeiten für drei Kinder, Mutter, Großeltern und Tante. Seinen Verdienst gab es zum Glück in Form von Deputat, Milch, Roggenmehl, Kartoffeln, Zuckerrübensirup, Steckrüben und einem Schlachtschwein. Erst 1947 hatten wir auch noch eine Milchziege, einige Hühner, Enten, Gänse, ein eigenes Schwein und einen großen Gemüsegarten.

Meine Freude war groß, als ich nun aus einer Spende der Quäker pro Familienmitglied je ein Kilo Eipulver, Milchpulver, Hartkäse und Weizen-



mehl bekam. Mit schwerem Rucksack und Fahrradkorb schob ich mich im Schneegestöber der Wulferkammer entgegen. Dabei machte es mir nichts aus, dass ich in meiner dünnen Kleidung jämmerlich froh und öfter mal auf meinen Holzschuhen ausrutschte. Mir war klar, dass das Weihnachtsfest bei uns nun einen ganz anderen Verlauf nehmen würde. Bisher war bei der kärglichen Ausstattung des Hausstandes und der Essensvorräte wenig Festtagsfreude aufgekommen.

Mein Vater erklärte uns mit Hilfe eines Atlanten und eines alten Lexikons, die er für eine Speckseite eingetauscht hatte, wo die Stadt Philadelphia und der US-Staat Pennsylvania lagen. Diese Worte hatten wir auf den feinen Leinensäckchen entziffern können, in die all die Köstlichkeiten verpackt waren. Er erklärte uns, dass die USA mehr als zwanzigmal so viel Fläche wie Deutschland vor dem Krieg hätten, aber eine nur dreimal so große Bevölkerung. Er machte uns klar, was die Bezeichnung „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ bedeutete und zeigte die Fördergebiete von Bodenschätzen und landwirtschaftlichen Überschüssen.

Wir lutschten Milchpulver von einem Kaffeelöffel, als er uns erklärte, wie die Pilgerväter mit dem Schiff „Mayflower“ 1620 in Philadelphia gelandet waren. Die Frömmigkeit der Pilgerväter hat sich erhalten, schon nach dem Ersten Weltkrieg hatten sie uns Deutschen Lebensmittel geschickt. Auch die tägliche Schulspeisung, in Form von Kakaosuppe, verdankten wir ihnen.

Mutter und Oma backten von dem weißen Weizenmehl heimatlichen Apfelstrudel. Ein Arbeitskollege meines Vaters hatte uns zu Weihnachten noch einen Korb Äpfel geschenkt. Zu Neujahr war das „Delikatessfutter“ schon arg geschrumpft und wir gingen wieder zu Kartoffeln, die mit Steckrüben mit ein paar Speckschwarten gekocht wurden, über.

Rückblickend muss ich sagen, dass mich kein Weihnachtsgeschenk so beeindruckt und beschäftigt hat. Wir fragten unseren Vater über die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Loch in den Bauch. Später wurde mir die Spende noch wertvoller, als ich begriff, dass die Amerikaner gegen die Hitlerdiktatur in den Krieg gezogen waren und eine Viertel Million gefallener Soldaten zu beklagen hatten. Was mochten sie nicht alles über Kriegsgräuelpics in den Wochenschauen gesehen, in Zeitungen und Zeitschriften gelesen und im Rundfunk über deutsche Kriegsverbrechen gehört haben? Trotzdem ließen die Quäker mich armen Vertriebenenjungen das nicht vergelten.

Durch diese hochherzige Spende für uns Deutsche im Hungerwinter 1946/47 wurde auch ich ermuntert, selber für gute Zwecke freigiebig zu sein. So schickte ich später viele Pakete an Menschen, die in Not geraten waren. *



HEINRICH BÜCKER

Loch in der Decke

An das erste Weihnachtsfest nach dem Krieg kann ich mich noch gut erinnern. In der Frühe waren wir in der Christmette und haben die Krippe in der Kirche besichtigt. Es war eine westfälische Bauernkrippe. Ich war immer fasziniert von dem geschnitzten Jungen an der Krippe, der auf dem Weg zum göttlichen Kind den Herrschaftsbereich eines Kettenhundes nicht beachtet hatte und dem nun der Hund ein Stück Stoff aus der Hose riss. Die ganze Darstellung des weihnachtlichen Geschehens war für uns ganz „naturgetreu“.

Zu Hause angekommen, war dann das Christkind da gewesen. Es hatte vor allem neue Kleidungsstücke gebracht. Ich weiß noch, wie mein jüngerer

Bruder seine neuen Hosenträger bewunderte und auf Plattdeutsch sagte, dass diese wohl bis zu seiner Hochzeit halten würden. Schokolade gab es noch nicht. Mit solch seltenen Süßigkeiten hielt sich das Christkind in der schlechten Zeit sehr zurück.

Aber da gab es einige Tage nach Weihnachten eine neue Chance. Unser Hans, ein 18-jähriger Flüchtling, dem man im Krieg die Beine viermal durchgeschossen hatte, wohnte bei uns. Er war zu einer Weihnachtsfeier für Vertriebene gegangen. Dort hatte es Schokolade gegeben. Ich hatte gehaut, dass es Überraschungen geben würde, und hatte vorsichtshalber mit einem Bohrer ein Loch in die Holzdecke zu seinem Zimmer gebohrt. Wir Kinder schliefen in dem Zimmer über unserem Gast.

Als Hans nach Hause kam, rief ich leise durch mein Loch: „Wenn du was Besonderes hast, so reich mal durch!“ Und dann kam es! Für jeden von uns Vieren ein Riegel Schokolade. Wir hatten so etwas nur einmal gesehen. Die Amerikaner hatten uns im April ein Stückchen gegeben.

Wir aßen die Schokolade ganz langsam. Wer als letzter fertig war, sollte Gewinner sein. Ich gebe zu, dass ich es nicht war. Ich weiß auch noch, dass ich später wegen des Lochs meine Strafe bekam. Aber es hatte sich gelohnt.

Ob wir nicht auch heute neue Wege finden müssen, neue Löcher, um unsere Gaben durchzureichen? Weihnachten wird erst dann schön, wenn wir unsere Gaben teilen. *



ANNELIESE PETERSEN

Engelskleider aus Papier

Unsere Flucht aus Ostpreußen endete in Schleswig-Holstein mit der Einweisung in die zweite Planstelle der kleinen Dorfschule in Luhnstedt. Ein winziges Zimmer, das man nur über die Waschküche erreichen konnte, wurde mir zugewiesen. Ich bewohnte diesen Raum, in dem nur ein Bett stehen konnte, mit meiner Mutter. Meine Schwester Irmgard bekam in diesem Schulhaus auf dem mit Lehm gestampften Boden ein etwas größeres Zimmer. Mir wurden etwa 50 Kinder anvertraut, eine stattliche Anzahl. Dabei musste ich in Jahrgangs- und Leistungsgruppen differenzieren, was nur über ein wohl durchdachtes Helfersystem möglich war – die wenig gegliederte Dorfschule als Hochschule der Pädagogik.

Schwierigkeiten gab es in Hülle und Fülle, angefangen bei den fehlenden Lehrbüchern und dem nur unzureichend vorhandenen Arbeitsmaterial bis hin zu den nächtlichen Sperrstunden in der Stromzufuhr. Eine von vielen Schwierigkeiten war, dass die Kinder zumeist Plattdeutsch sprachen. Die Lehrerin stand daher vor einer echten Sprachbarriere.

Das erste Weihnachtsfest nach der Flucht nahte. Das ließ in mir den Plan reifen, mit den Kindern eine Schulweihnachtsfeier zu gestalten. Ich habe in meiner langen Lehreraufbahn immer wieder nach pädagogischen Ernstsituationen gesucht und festgestellt, dass sie die Kinder zu Höchstleistungen anspornen und befähigen. Wie mir heute bewusst ist, war mein Motiv, die eigene Arbeit dem Dorf vorzustellen und damit die Rolle der heimatvertriebenen Junglehrerin abzustreifen.

Das kleine Theaterstück schrieb ich selbst. Die jüngere Tochter des Schulleiters steuerte treffende Verse bei und übernahm die Hauptrolle. Und nun wurde den ganzen Tag geübt. Ich konnte alle Kinder beteiligen, indem ich einfach die Schar der Engel beliebig vermehrte. Aber wie sollte man die uniformierten Kostüme für die Himmelsboten beschaffen, wo es doch keinen Stoff gab? In einem Versorgungslager hatte man eine Vielzahl von Hakenkreuzfahnen aufgetrieben. Diese erschienen schon bald in der raffiniertesten Verarbeitung auf dem Dorfball. Allerdings hätten sie in ihrem beißenden Rot vielleicht für den Teufel, aber niemals für Engel dienen können.

Da kam mir die Idee, bei zwei Schneiderinnen nachzufragen, die einmal ein bekanntes Atelier geführt hatten. Sie zauberten ein erstes Engelskleid aus weißen Papierservietten, die sich in genügender Anzahl finden ließen. Dieses „Modell“ wanderte zu allen Müttern, die einen Engel einzukleiden hatten. Auf diese Weise wurden die unsichtbaren Barrieren zwischen den Einheimischen und den Flüchtlingen aufgehoben. Die Dorfgemeinschaft bereitete sich auf die Weihnachtsfeier der Schule vor und alle, die guten Willens waren, wurden eingeschlossen. Zu den vielen Schwierigkeiten gehörte auch der Mangel an Kerzen. Mein Schulleiter war Imker und stiftete Bienenwachs, aus dem in handwerklicher Manier Kerzen gezogen wurden. Weniger schwierig war es, in Geesthacht Tannenbäume zu beschaffen, die von den Bauern sofort in der erforderlichen Zahl und Größe angeliefert wurden.

Bei all der Aktivität im Schulhaus konnte unser Vorhaben nicht verborgen bleiben. Bald schon meldeten sich freiwillige Helfer, die aus Stroh und Papier den Schmuck für die Bäume fertigten. Auch das Lametta schnitten wir selbst aus Stanniolresten, die zunächst einmal irgendwie aufgetrieben werden muss-

ten. Die Schulkinder waren glücklich, in allen Bereichen der Vorbereitung unermüdlich eifrig, und freuten sich auf ihren großen Tag. In dieser begeisterten Zusammenarbeit entwickelte sich ein absolutes Vertrauensverhältnis zwischen der jungen Lehrerin und ihren Kindern, das die Eltern wie selbstverständlich mit einschloss. Disziplinarfragen tauchten in diesem Umfeld nicht auf. Wir hatten ein gemeinsames Ziel und viel zu viel zu tun, um uns ablenken zu lassen. In die Hektik der Vorbereitung platzte die Nachricht, dass der Schulrat die Feier besuchen würde, in Begleitung des englischen Unterrichtsoffiziers und des Heimatdichters Friedrich Ernst Peters, der Verwandte in Luhnstedt besaß. Die Aufregung war groß, konnte unseren Eifer aber nicht mehr steigern. Wir hatten bereits das Maximum an Fleiß und Hingabe erreicht.

Endlich war der große Tag da. Wie wir für diesen Nachmittag den mit Flüchtlingen belegten Saal der Gastwirtschaft frei bekommen haben, weiß ich nicht mehr. Die Verbände der deutschen Wehrmacht waren damals noch nicht ganz aufgelöst. So lag in unserer Nachbarschaft eine Einheit, in der sich eine Musikgruppe gebildet hatte. Die Soldaten halfen uns, wo sie konnten. Nach Wochen intensiver Arbeit war es schließlich so weit. In der frühen Dämmerung strömten die Menschen in den Saal. Mich überfiel ein Gefühl großer Dankbarkeit. Der festlich geschmückte Saal, die brennenden Kerzen, der weihnachtliche Duft der Tannenbäume, hinter denen sich die wenigen Habseligkeiten der hier wohnenden Flüchtlinge verbargen. Weihnachten 1945! Was für ein Jahr!

Als die Soldaten zur Eröffnung der Feier „Oh du fröhliche, oh du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ intonierten, standen plötzlich alle Gäste auf. Über manches Gesicht kullerten Tränen. Ich kann heute nicht mehr sagen, was mich mehr bewegte, das unbefangene Spiel der kleinen Engel in ihren wirklich rauschenden Papierkleidchen, der Zusammenklang der Kinderstimmen mit den Geigen der Soldaten oder doch die andächtige Gemeinde der Menschen, die ein tragisches Schicksal hier zusammengeführt hatte. Aus der Distanz der vielen Jahre, die seither vergangen sind, ist mir bald klar geworden, dass Weihnachten das Fest der Vertriebenen, der Flüchtlinge und der Armen ist, denen eine milde Hand eine Kerze, eine Bleibe und etwas Wärme schenkt. *

Kuss unter Sternen

Nach der Währungsreform konnten wir uns im zerstörten Stuttgart keine zwei getrennten Wohnräume mehr leisten und haben deshalb im Oktober 1948 geheiratet. So zog mein Mann mit Reißbrett, Aktentasche und gewendetem Soldatenmantel zu mir nach Stuttgart-Degerloch in ein Mansardenkämmerchen von sieben Quadratmetern.

Zur Einrichtung zählte ein Eisenbett, ein Eintürenschränk, ein Stuhl und eine Kommode. Leider gab es kein Öfchen, keinen Herd, und auch kein Tröpfchen warmes Wasser kam aus irgend einem Loch. Der einzige Luxus in den kalten Flitterwochen war, dass wir nicht über Land und Hof auf die Toilette mussten, denn es gab auf der gleichen Etage ein Gemeinschaftsklo. Was solls? Wenn man verliebt ist, überwindet man mit rosaroter Brille die täglichen Probleme mit Humor.

An den arbeitsfreien Wochenenden verbrachten wir die kalten Tage in der Kirche, im Café, im Kino und im Bett. Mit dem Esbitkocher kochten wir uns an den Adventssonntagen Haferbrei mit Zucker bestreut oder schleimige Nudeln. Mehr gab das kleine Flämmchen nicht her. Dafür hatten wir Spaß beim Essen. Da wir nur ein Besteck hatten, stocherte der eine mit einer Gabel und der andere fischte mit dem Löffel in dem Topf herum. Wir gingen fast täglich zum Wohnungsamt – und acht Tage vor Weihnachten zog der Wohnungsvergabebeamte tatsächlich eine Adresse aus der Schublade! Zwei kleine Kammern mit Waschbecken in einer Degerlocher Zahnarztvilla wurden uns angeboten.

„Halleluja, jetzt kann es Weihnachten werden!“, jubelten wir. Doch meine Chefin war da anderer Meinung und sagte: „Im Schwabenland nimmt man nicht so gerne Reingeschmecktes, da werde ich euch beim Antrittsbesuch begleiten und ein gutes Wort einlegen müssen“. Wir zogen uns fein an, ich drehte die Haare ein, der Student bekam sie geschnitten. Proper und



geschniegelt stellten wir uns vor. Ein Studentenehepaar war ihnen recht und ab 1. Januar 1949 könnten wir einziehen. Das Problem sei nur, dass der ganze Bauschutt von dem wiederhergestellten, fliegergeschädigten Haus noch in den Zimmern läge. Die Handwerker hätten alles nur wetterfest gemacht. Da waren wir nicht verlegen, wir würden alles aufräumen, wenn wir nur schon am 24. Dezember einziehen dürften und nicht mehr frieren müssten.

Wir gingen nach der Arbeit hin, schleppten mit unserem einzigen Eimer mühsam den Schutt weg, rührten in unserem einzigen Eimer Kalk mit Sägespänen an und strichen damit die Wände. Meine Chefin schenkte uns eine Liege, einen Stuhl, einen Tisch und ein Sparherdchen. Als ich am 24. Dezember 1948 mittags um 12 Uhr meine Arbeitsstelle verlassen wollte, kam mein Chef, lachte und wünschte mir ein frohes Weihnachtsfest. Dann meinte er: „In diesem Jahr gibt es bei uns Gänsebraten für fünf Personen und für das junge Glück ein Brathuhn für zwei.“ Es war kaum zu fassen, denn dazu gesellten sich noch ein Stollen und die Zweige des abgehackten Weihnachtsbaumes, ja sogar Plätzchen und ein paar altmodische Kugeln waren für uns übrig. Wer mich auf dem Heimweg beobachtet hat, muss gedacht haben, da läuft eine Verrückte! Vor lauter Weihnachtsfreude habe ich ab und zu einen Luftsprung gemacht.

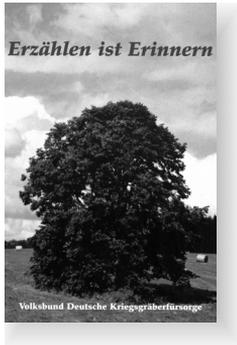
Bis zum Heiligabend war auch noch der weiße Kalkboden geschrubbt, der niedliche Tannenstrauß zu einem Tannenbäumchen dekoriert und feste der Rauch durch das Sparöfchen geblasen. Unten bei Doktors ging man mit langem Kleid und Smoking zum Festdinner.

Wir machten das kleine Erkerfensterchen auf und hörten, wie die Weihnachtsglocken die heilige Nacht einläuteten. Ganz fest nahmen wir uns in die Arme und küssten uns. All die vielen Sterne am glasklaren Himmel sahen zu, wie in der Christnacht zwei übergläckliche junge Menschen dankbar in einer warmen Herberge ihr erstes gemeinsames Weihnachtsfest feierten. *

Alphabetisches Autorenverzeichnis

Bachmann, Siegfried	118	Meng, Walter	77
Ballhaus, Ruth	229	Mikus, Ruth-Ester	173
Berghausen, Liesel	144	Müller, Rudolf	84
Bischoff, Waltraut	168	Müller-Dentler, Anzi	109
Blabsreiter, Christian	122	Ossemann, Nico	51
Blum, Josef	35	Paffrath, Günther	48
Braunbeck, Richard	124	Petersen, Anneliese	226
Bücker, Heinrich	224	Reichenbach, Hermann	208
Burkholder, Erna	214	Rheinboldt, Sigrid	181
Döring, Gerhard	29	Rubin, Hans	80
Dreher, Bärbel	192	Ruppel, Heiner	116
Ester, Lothar	212	Schäufli, Hans	58
Fischer, Ernst	39	Schmelzle, Georg K.	221
Fremmer, Wilhelm	113	Schmitz, Lothar	64
Girwert, Heinz	55	Schoo, Johannes	154
Glaser, Ursula	156	Schülke, Joachim	217
Grässer, Dr. Ingeborg	163	Springenschmid, Karl	128
Hansen, C.	101	Stählin, Traugott	171
Hauk, Gerhard	75	Stich, Ludwig	44
Hintz, Edith	96	Tautenhahn, Lore	41
Hoba, Johannes	188	Teichmann, Horst E.	18
Huber, Antje	147	Thorn, Ilse	134
Juen, Ellen	177	Umlauf-Kerwinski, Regina	186
Kahlmann, Günter	72	Vincken, Fritz	10
Kollenda, Maria-Theresia	198	Wagner, Sigrid	140
Kreiselmaier, Ruth	26	Wendt, Elisabeth	149
Lampe, Claus	62	Wilhelm, Emma	138
Lange, Hans-Günther	70	Willschinski, Margot	205
Ludwig-Uffenheim, Kilian	23	Zapp, Robert	202
Marx, Gisela	160	Zick, Rolf	98
Mayer, Hein	105	Zimmermann, Winfried	90

Bücher für Freunde und Förderer



Band 1 **Erzählen ist Erinnern**

Kurzgeschichten aus
80 Jahren Volksbund

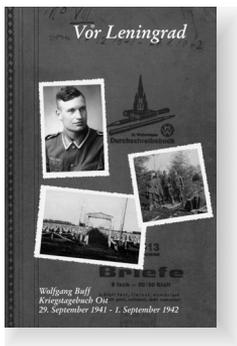
Kassel 1999
240 Seiten



Band 2 **Schicksal in Zahlen**

– vergriffen –
siehe Band 7

Kassel 2000
240 Seiten



Band 3 **Vor Leningrad**

Wolfgang Buff - Kriegstagebuch
Ost. 29. September 1941 -
1. September 1942

Kassel 2000/2005
120 Seiten



Band 4 **Menschen wie wir ... Teil I**

Erinnerung an geliebte Menschen

Kassel 2000/2001
240 Seiten

Band 5 **Menschen wie wir ... Teil II**

Erinnerung an geliebte Menschen

Kassel 2001/2002
240 Seiten



Band 6 **Weihnachtsgeschichten** **aus schwerer Zeit**

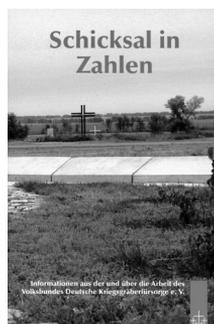
Erzählt von Freunden und
Förderern des Volksbundes

Kassel 2002/2003/2006
240 Seiten

Band 7 **Schicksal in Zahlen**

Informationen über die weltweite Arbeit
des Volksbundes und Verzeichnis der deutschen
Kriegsgräberstätten

Kassel 2004
240 Seiten



Autorenbuchreihe „Erzählen ist Erinnern“

Mit der Buchdrucktechnik „print-on-demand“ (Druck nach Bedarf) ist es heute möglich, kleine Buchauflagen schnell und preiswert herzustellen. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge bietet Ihnen in Zusammenarbeit mit BMoD, einem Unternehmen der Bertelsmanngruppe, die Möglichkeit, in seiner Autorenreihe „Erzählen ist Erinnern“ Texte – Berichte, Tagebücher, Erzählungen und Gedichte – in kleinen Auflagen zu veröffentlichen und bekannt zu machen.

Haben Sie Interesse oder sogar schon einen Text vorliegen? Dann senden Sie diesen bitte an die Redaktion des Volksbundes. Wir stellen fest, ob Ihr geplantes Buch für die Aufnahme in die Volksbund-Buchreihe „Erzählen ist Erinnern“ geeignet ist. Ist dies der Fall, leitet der Volksbund Ihr Manuskript an BMoD weiter. Sie erhalten von BMoD ein Angebot über die Vorbereitung zum Druck und den Druck des Buches in der von Ihnen gewünschten Ausstattung und Auflage.

Für den Absatz ihrer Bücher sind die Autoren selbst zuständig! Der Volksbund vermittelt nur den Kontakt zur Druckerei. Er stellt aber für alle seine Förderer (Mitglieder und Spender) kostenlos die Titel aus der Reihe in der Mitgliederzeitschrift, anderen Publikationen und im Internet vor. Die Autoren kümmern sich selbst um die Bestellungen und deren Abwicklung. Sie legen auch selbst den Buchpreis (zuzüglich Versandkosten) fest. Die Autoren müssen deshalb damit einverstanden sein, dass ihre Adressen (oder von ihnen genannte andere Adressen) in den Publikationen und auf den Internetseiten des Volksbundes als Bestelladressen genannt werden. Ist das Buch ausschließlich für interne Zwecke (zum Beispiel ausschließlich für die Verteilung in der eigenen Familie) bestimmt, kann es nicht in die Volksbund-Buchreihe aufgenommen werden!

Alle Kosten übernehmen bei diesem Verfahren die Autoren. Der Volksbund als Organisation, die für ihre Arbeit selbst auf Beiträge und Spenden angewiesen ist, kann leider keinen finanziellen Zuschuss leisten.

Sollte es notwendig und/oder von Ihnen gewünscht sein, kann der Text sorgfältig lektoriert (inhaltlich bearbeitet) werden. Dies ist in der Regel empfehlenswert. Für Lektorat entstehen allerdings zusätzliche Kosten.

Für alle notwendig werdenden Leistungen bis hin zum Druck und zur Auslieferung Ihrer Bücher erhalten die Autoren eine Kostenaufstellung. Die Kosten für Druck und Versand richten sich – je nach Buchumfang und Auflage – nach einer festen Preistabelle. Die Kosten für weitere Leistungen, vor allem für die inhaltliche Bearbeitung (Lektorat), die Text- und Bilderfassung sowie den Satz werden nach Aufwand berechnet.

Wenn Sie schon über ein Manuskript verfügen oder eines schreiben möchten (es müssen allerdings nicht unbedingt eigene Texte sein) und wenn Sie Interesse an der Veröffentlichung in der Volksbund-Buchreihe „Erzählen ist Erinnern“ haben, dann melden Sie sich bitte bei:

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.
– Redaktion –
Werner-Hilpert-Straße 2, 34112 Kassel
Tel. 0561 - 7009 - 156, Fax 0561 - 7009 - 221
E-Mail: redaktion@volksbund.de

Voraussetzungen für die Veröffentlichung in der Buchreihe:

Ihr Text muss in Zusammenhang mit den Zielen und der Arbeit des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge zu bringen sein. Es könnten Erinnerungen (vor allem) aus der Kriegszeit sein, Kriegstagebücher, Gedanken oder Gedichte zu Krieg und Frieden, Erlebnisse im Rahmen der Arbeit für den Volksbund, mahnende und besinnliche Texte. Die erste Sichtung Ihres Manuskriptes durch den Volksbund wird ergeben, ob dies der Fall ist. Es lohnt sich aber immer, dies mit dem Volksbund vorab zu klären.

Selbstverständlich können Beiträge, die nicht mit der Satzung des Volksbundes vereinbar sind, insbesondere kriegsverherrlichende Texte oder Texte mit politischen Absichten, nicht in die Volksbund-Buchreihe „Erzählen ist Erinnern“ aufgenommen werden.

Texte, die nicht in die Buchreihe aufgenommen werden, können selbstverständlich von den Autoren in direkter Absprache mit der Druckerei veröffentlicht werden. Der Volksbund vermittelt gerne den Kontakt.

Bereits vorliegende Bücher können grundsätzlich nicht nachträglich in die Reihe aufgenommen und wie diese vorgestellt werden.

Impressum

„Weihnachtsgeschichten aus schwerer Zeit“

Herausgegeben vom
Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.
Werner-Hilpert-Straße 2
34112 Kassel

Tel.: 0561 - 7009 - 0
Fax: 0561 - 7009 - 221
E-Mail: redaktion@volksbund.de
Internet: www.volksbund.de
Spendenkonto: 4300 603, Postbank Frankfurt, BLZ 500 100 60
Spendentelefon: 01805 - 7009 - 01

Verantwortlich: Rainer Ruff, Generalsekretär

Redaktion: Maurice Bonkat, mit Unterstützung von
Dr. Martin Dodenhoeft und Alexander Kästner

Gestaltung: Sebastian Umbach

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
3. Auflage, 2008-5

Gefördert durch:



**Stiftung
Gedenken
und
Frieden**

Lützowufer 1, 10785 Berlin
www.GedenkenundFrieden.de
info@GedenkenundFrieden.de
Tel.: 0800 - 7777 - 001
Fax: 0561 - 7009 - 221

Die Illustratorin



Jessika Strack

Die Illustratorin Jessika Strack ist 1978 in Homberg geboren und in Lohre aufgewachsen. Die Schule hat sie in Fritzlar besucht und machte dort 1997 ihr Abitur.

Danach hat sie eine Ausbildung zur Kommunikationsfachfrau gemacht und arbeitet seither in einer Werbeagentur in Kassel. In ihrer Freizeit zeichnet und liest sie sehr gern.